

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

50.

Donnerstag, am 10. December 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Die Rache eines Ehemannes.

Aus dem Französischen von G. D. Schmid.

An einem Maiabende des Jahres 1817 traten zwei Personen aus einer kleinen Thür des Schlosses des Grafen von G... in den Park ein, von dem das Schloß umgeben war; sie schritten nur erst aus der Thür heraus, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß für sie die Gegenwart eines Zeugen nicht zu fürchten war. Die eine in den Park eintretende Person war ein Mann und die andere eine Frau, deren unsichere Schritte eine gewisse Angst verriethen. Die Nacht verbarg gänzlich ihre Gesichtszüge und nur ihre Bewegungen ließen sich in der Dunkelheit erkennen. Plötzlich blieben die beiden Personen stehen, als wenn sie sich trennen wollten, und man hörte in dem Stillschweigen der Nacht ihre Küsse. Eine schwache, fast erstickte Stimme, die der zitternden Frau angehörte, sagte ganz leise:

„Adieu, armer Freund!“

„Adieu!“ antwortete die Stimme des Mannes, „Adieu, Henriette, aber morgen!“

„Morgen!“ wiederholte die junge Frau mit einer Bewegung, die Schrecken verrieth. „Ach, verzeihe mir, wenn ich nur mit Schrecken an den morgenden Tag denke! Offen gestanden, glaube ich niemals den Muth zu haben, den Plan auszuführen, welchen wir so eben mit einander entworfen haben.“

„Denkst Du wirklich? Allmächtiger Gott! Du hast Dein Wort durch Schwüre mir verpfändet, Du hast gelobt, unserm wohlangelegten Plane zu folgen, und jetzt wirst Du muthlos! Hörin, bedenke, daß der morgende Tag der bestgewählte für unser Vorhaben ist. Dein Mann wird morgen nicht im Schlosse sein und den ganzen Tag und selbst die Nacht in L... zubringen. Ich werde kommen, Dich allein finden, und Du wirst mir folgen! In einiger Entfernung vom Park wird eine Postchaise zu unserer Aufnahme bereit sein, und wir werden in das Land reisen, wo Du zu leben wünschest. Liebst Du denn nicht mich nur allein, würden wir ohne einander leben können,

und bist Du im Stande, noch acht Tage lang die Quälereien zu ertragen, mit denen Dich Dein Gatte überhäuft?"

"Ach, wenn ich an diesen Mann denke, habe ich allen meinen Muth wieder. Ich werde Dir folgen, mein Engel! Komm morgen zur Nacht, um mich abzuholen!"

"Rechne auf mich!"

Henriette ließ die Hand ihres Geliebten los, welcher sich entfernte. Einige Thränen, welche beim Abschiede ihren Augen entquollen, bewiesen, wie theuer ihr dieser Mann war. Unbeweglich und nur an ihn denkend, sah sie den Geliebten weggehen und nach und nach in dem Dunkel verschwinden. Selbst als die Nacht und die Krümmungen der Parkwege ihn ihren Blicken gänzlich entzogen hatten, stand sie noch unbeweglich da, nach der Richtung zugekehrt, in welcher er weggegangen war, wie wenn sie ihn in der Dunkelheit suchen wollte, welche das Laubwerk der Kastanienallee verbreitete.

Der Park war mit einer Mauer umgeben, und um aus demselben herauskommen zu können, mußte Henriettes Geliebter durch den ganzen Park schreiten, um zu einer Thüre zu gelangen, zu welcher sie ihm den Schlüssel anvertraut hatte. Als Henriette endlich glaubte, daß ihr Geliebter sich außerhalb des Parkes befinden müsse, wollte sie sich zurückziehen, als sie in demselben Augenblicke vom Schrecken gefesselt, wieder stehen blieb. Sie hörte die Stimmen zweier Männer, welche sich heftig zu streiten oder zu drohen schienen. Die Stimmen kamen gerade von der Thüre her, zu der, wie Henriette dachte, ihr Geliebter gelangt war. Bald hörte das Geräusch auf, und sie fühlte ihr Herz wieder erleichtert, als heilige Stille überall herrschte, die nur durch den Wind gestört wurde, welcher mit den Blättern der Bäume spielte, und von den melodischen Klagen der Nachtigallen, die in den Gebüsch verborgen waren. In dem Augenblicke, wo sie in das Schloß eintreten wollte, hörte sie einen Schuß in dem Parke und zwar in der Richtung fallen, in welcher der Geliebte von ihr weggegangen war. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, auf den eine schwache Stimme antwortete: "Ich sterbe!"

"Ach! wer ist getödet worden?" stöhnte sie.

Ein Mann, der aus dem Schlosse kam, und jetzt eben hinter ihr stand, erwiderte ihr kalt:

"Ich will es Euch sagen, Madame!"

"Ich bin verloren!"

Bei diesen Worten fiel sie kraftlos in die Arme des Mannes, welcher so eben mit ihr gesprochen hatte. Dieser Mann war ihr Gatte, Graf Anatol von G..., der seine fast ohnmächtige Frau auf den Armen in den Saal des Schloßes trug. Als sie sich von ihrer schrecklichen Bewegung wieder etwas erholt hatte, richtete sie ihre Augen auf Anatol und fragte ihn mit bittender Stimme:

"Ach, mein Herr, was hat sich zugetragen?"

"Eine in der That sehr einfache Sache: Sie haben mich verrathen, Sie hatten einen Geliebten, und ich habe mich gerächt."

"Haben Sie einen Mord begangen?"

"Man hat ihn ohne mich begangen können. Aber hören Sie, ich will Ihnen jetzt die gewünschte Erklärung geben. Es sind ohngefähr zwei Monate, daß ich Verdacht schöpfte, daß Sie einen Geliebten hätten. Ihre Blicke verriethen irgend ein geheimes Glück, und dennoch waren Sie trauriger und nachdenkender als jemals; Sie machten mir keine Vorwürfe mehr, vermieden meine Gegenwart, was mir bewies, daß ich nichts mehr für Sie war und daß ein Anderer Ihr ganzes Herz besaß. Vor einigen Tagen endlich erlangte ich die Gewißheit von Ihrer ehebrecherischen Liebe. Sie haben in meiner Gegenwart einen Brief in das Feuer geworfen, den ich Ihren Händen zu entreißen suchte; von wem erhielten Sie denselben? Als ich in einer Nacht nach Hause zurückkehrte, sah ich einen Mann aus dem Parke treten; wer war dieser Mann? Endlich, Madame, hat Wilhelm, mein mir so ergebener Diener, den Befehl erhalten, die Schritte dieses Unbekannten zu belauschen. Ich habe ihm mein Gewehr anvertraut und ihn nahe an der Thüre des Parkes aufgestellt, durch welche ich selbst Jemanden entfliehen sah. Es ist ferner demselben von mir befohlen worden, jedes in dem Parke herumstreichende Individuum vor mich zu bringen, und auf Jeden Feuer zu geben, welcher Widerstand leisten würde!"

"Und Wilhelm hat auf ihn geschossen?" rief Henriette verzweifelt, "und er hat ihn getödet?"

„Ihren Geliebten, nicht wahr, Madame?“
 „Ja, mein Herr, ja, meinen Geliebten! Was habe ich jetzt durch dieses Geständniß zu befürchten, da Sie ihn haben töden lassen? Ich kann es offen gestehen, daß ich ihn nur liebte, daß ich Sie hasse und daß Sie ein erbärmlicher Muechel-mörder sind!“

„Und der Name meines glücklichen Rivalen?“
 „Warum neigen Sie sich nicht über seinen Körper, um sein Gesicht und seinen Namen zu kennen?“

Graf Anatol von G... eilte in den Park, nach dem Orte zu, wo er den Schuß hatte fallen hören. Da sein Bedienter ihm keine Meldung von dem Vorfalle gemacht hatte, so wollte er sich selbst aufs genaueste überzeugen, was vorgegangen wäre. Sein Herz schlug heftig bei dem Gedanken, daß er endlich erfahren solle, wer bis jetzt so geheimnißvoll sein Spiel getrieben habe. Man hatte ihm wohl früher von einem jungen Manne erzählt, der heftig von Henrietten vor ihrer Verheirathung geliebt worden war; aber dieser junge Mann wohnte in Paris, sie hatte ihn nur da kennen gelernt, und seit dem Jahre, wo sie in L... wohnte, zeigte nichts an, daß sie Nachrichten von ihm empfangen hätte. Der Verdacht des Grafen fiel besonders auf eine ihm nahestehende Person, nämlich auf seinen eigenen Bruder Rudolph, der als ein berühmter General sehr frühzeitig im Militär stand und eine glänzende Laufbahn gemacht hatte. Er hatte immer gegen diesen Bruder eine Abneigung gehabt, welche in dem Grade zunahm, als dessen Ruhm wuchs. Anatol erfaßte eine fürchterliche Eifersucht gegen seinen Bruder, der jung und schön war und die öffentliche Achtung genoß. Nach seiner Verheirathung merkte er bald, daß seine Frau, welche eine besondere Bewunderung für Rudolphs Charakter hegte, diesem sehr zugethan war, was sich Anatol nur durch eine geheime Liebe erklärte. Der General zeigte sich dagegen bei Henrietten so gefällig und edel, daß, während sein Bruder außer dem Hause den Vergnügungen der Welt nach-eilte, er, besser und edler, ganze Tage bei der vergessenen Frau zubrachte und sie tröstete. Anatol erblickte in allem diesem nur Meineid und Verbrechen.

Am Orte der Begebenheit angekommen, seufzte er tief bei dem Gedanken, daß er vielleicht den leblosen Körper seines Bruders treffen würde. Schon war er bei der Thüre des Parks, als sein Fuß an einen auf dem Boden liegenden Körper stieß. Er bog sich nieder, um ihn zu erkennen; sein Erstaunen war so groß, daß er unwillkürlich einen Schrei ausstieß.

„Wilhelm ermordet!“ rief er aus.
 In der That war es sein Bedienter, welcher in dem Kampfe unterlegen war, und der kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Das Gewehr lag neben ihm und war nicht einmal abgeschossen. Im Begriff, wieder wegzugehen, stieß des Grafen Fuß an einen Gegenstand, welchen er aufhob; es war ein Pistol, sicherlich die Waffe des Mörders. Er ergriff dasselbe, und wüthend, daß seine List gescheitert war, eilte er, vor Wuth schäumend, in's Schloß, um Henriette zu sehen.

„Ja, Madame!“ schrie er, „lachen Sie über mich und freuen Sie sich, denn Ihr Geliebter ist noch am Leben! Aber er ist nur ein feiger Mörder, denn er war es, der auf Wilhelm geschossen hat!“

„Was! Wilhelm ...?“
 „Ist todt!“

„Ach, Gott sei gelobt!“ sagte Henriette, die Hände zum Himmel erhebend; „der, welcher auf Ihren Befehl umkommen sollte, ist nicht als Opfer so vieler Grausamkeit gefallen.“ Ja, mein Herr, jetzt, wo er außer Gefahr sich befindet, gestehe ich, daß ich stolz bin, diesen Mann zu lieben, der edelmüthig und gut ist, während Sie nur grausam und verdorben sind. Seinen Namen sollen Sie nie erfahren und seine Person wird nichts von Ihnen zu fürchten haben.“

„Was, Sie sprechen von Edelmuth, Madame, wenn die Rede von einem Manne ist, der heimlicher Weise in ein Haus, mit Waffen versehen, einschleicht, um die anzugreifen, denen er begegnen könnte. Hier, Madame, ist die Waffe, deren sich der Mörder bedient hat.“

Bei diesen Worten warf Anatol das Pistol, welches er aus dem Park mitgebracht hatte, Henrietten vor die Füße. Beim Rollen der Waffe glänzte dieselbe im Strahle des Lichtes und erregte des Grafen Aufmerksamkeit, welcher sie bis

jetzt noch nicht genau betrachtet hatte. Er hob dieselbe plötzlich wieder auf und erkannte sie für eine Waffe seines Bruders, die er oft bei ihm wegen ihrer Kostbarkeit bewundert hatte. Was, der General wäre ein doppelter Verbrecher? Verbrecher als Geliebter, Verbrecher als Mörder. Anatol las sogar auf dem Laufe des Pistols die beiden Anfangsbuchstaben der Namen seines Bruders. Hinsichtlich der Person des Mörders gab es jetzt für ihn keinen Zweifel mehr.

Er wandte sich zu Henrietten, die schon über das Stillschweigen ihres Mannes, als wie auch über den finstern Ernst, welcher auf seinen Gesichtszügen lag, erschreckt war, faßte sie bei der Hand und sprach folgende Worte mit eisiger Kälte zu ihr:

„Madame! ich weiß den Namen, welchen Sie mir haben verbergen wollen! Morgen werde ich meine Rache an Ihrem Geliebten nehmen.“

Der folgende Tag nach diesem ereignißvollen Abend war für Anatol einer der Tage, an denen das Fieber und der Wahnsinn den Körper niederbeugen, die Seele aufregen und drückende Betrachtungen jeden Trost und alle Freude verschwehen. Er nannte mit Haß den Namen seines Bruders und mit Wuth den seiner Frau. So oft er in Begriff war, den General zu besuchen, dessen Wohnung von der seinigen nur einige hundert Schritte entfernt lag, war er bei dem Gedanken einer Zusammenkunft mit Rudolph in Verlegenheit, er wußte nicht, auf welche Weise er sich rächen sollte. Sollte er sich schlagen mit dem Geliebten seiner Frau, oder sollte er ihm die Kugel durch den Kopf jagen? Das Letztere schien das Beste. Sich im Duell mit seinem Bruder schlagen, war mitten in der civilisirten Welt ein Ding der Unmöglichkeit. Uebrigens beschloß er darnach zu handeln, wie der General sich gegen ihn erklären würde, und daß, wenn der General sich unverschämt und trotzig zeige, er ihn wie einen Mörder behandeln wolle, für welchen die Kugel, die ihn tödet, nur Gerechtigkeit ist.

Was Henriette an diesem Tage litt, war schrecklicher noch als Alles, was ihr Gatte empfinden konnte. Von ihm eingeschlossen und durch wüthende Blicke und drohende Worte eingeschüchtert, suchte sie vergebens eine Gewißheit zu er-

langen, wie ihr Schicksal enden würde. Ihr Plan zur Flucht war von dem Augenblicke an zerstört, wo ihr Mann sie nicht mehr eine Minute allein ließ und sie mit Argusaugen bewachte; unwillkürlich stieg in ihrem Innern der Gedanke auf, durch einen freiwilligen Tod ihrem Leben ein Ende zu machen. So war die Lage der Dinge, als Anatol gegen Abend den Besuch seines Bruders empfing, auf welchen seine Rache gerechnet hatte, denn nach Wilhelms Tod, wovon die Nachricht schon in der ganzen Gegend verbreitet war, hatte er mit Recht geglaubt, daß der Tag nicht vorbeigehen würde, ohne daß Rudolph ihn besuchte, um mit ihm über die Begebenheit zu sprechen. Aber der General war nicht allein gekommen; sein unzertrennlicher Freund Gabriel L... hatte ihn begleitet. Anatol, welcher glühend wünschte, sich mit seinem Bruder allein zu sehen, gab demselben durch ein Zeichen zu verstehen, ihm zu folgen, und sagte zu Gabriel L...:

„Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Sie mit Madame einen Augenblick allein lasse und mit meinem Bruder weggehe; wir haben Beide über dringende Geschäfte zu sprechen.“

„Wenn Madame die Erlaubniß bestätigt, welche Sie mir anbieten,“ antwortete Gabriel mit einer Verbeugung.

„Ohne Zweifel, mein Herr,“ sagte sie.

Diese Worte, die gewöhnlich eine Frau mit einem Lächeln begleitet, sprach sie in einem solchen Ton aus, der dem jungen Manne zu befehlen schien, da zu bleiben. Als er die Augen auf Henriette richtete, traf ihn ein Blick derselben, welcher ihn beunruhigte und anzuzeigen schien, daß sie ihm irgend ein Geheimniß anzuvertrauen habe. Dieses Zeichen sah Niemand als er, da der General nebst seinem Bruder schon das Zimmer verlassen hatte.

Anatol gelangte mit seinem Bruder in ein entlegenes stilles Zimmer, wo kein Geräusch ihre Unterhaltung stören konnte.

„Rudolph,“ sagte der Herr des Hauses mit Ungeduld, „ich habe von Dir eine Erklärung zu fordern.“

„Ich bin gekommen, um Dir im Geheimen eine wichtige Nachricht mitzutheilen.“

„Ich habe mit Dir über den Mord zu re-

den, der gestern in meinem Parke begangen worden ist."

"Gerade auch über diesen Gegenstand will ich mit Dir sprechen."

Anatol, durch solche Antwort in Verwirrung gebracht, ergriff ein auf dem Tische liegendes Pistol, zeigte es dem General, und sagte mit schlecht unterdrückter Hitze:

"Erkennst Du diese Waffe?"

"Ja, das ist eine meiner Pistolen," antwortete Rudolph kaltblütig, "und in dieser Hinsicht, mein Freund, habe ich Dir ein Geständniß zu machen. Wenn ich zu spät gekommen bin, so geschah dies, weil ich seit diesem Morgen immer noch an der Ausführung des Entschlusses zögerte, den ich gefaßt hatte, Dir Alles zu gestehen, was ich weiß. Höre mich wohl. Du weißt, daß Gabriel L... mein vertrautester Freund ist; während der zwei Monate, da er sich nach jahrelanger Abwesenheit wieder bei mir befindet, habe ich bemerkt, daß sein Charakter sich geändert hat. Er ist traurig und in sich gefehrt, und traut mir nicht mehr wie ehemals. Jeden Abend sehe ich ihn ganz allein lange Spaziergänge machen, deren Ursache und Zweck ich niemals geahnet habe. Er geht niemals aus, ohne meine Pistolen mitzunehmen, die er nach seiner Versicherung ausgezeichnet findet, und mit denen ich ihm ein Geschenk gemacht habe."

"Was sagst Du?" rief Anatol erstaunt; "Gabriel L... trägt Deine Waffen, und er ist es, welcher sich ohne Zweifel gestern derselben bedient hat!"

"Laß mich fortfahren und sei nicht so ungeduldig. Gestern am Abend hat er, mit denselben Pistolen bewaffnet, seinen gewöhnlichen Spaziergang gemacht. Ich ging ebenfalls aus, um einen Besuch in der Nachbarschaft abzustatten. Es mochte wenigstens schon seit einer Stunde Nacht sein, als ich zurückkehrte und nahe an Deinem Hause vorbeiging. Einen Streit, den ich nicht fern von mir in Deinem Parke hörte, ein Schuß und das Achzen eines Sterbenden bewog mich, schnell nach der Stelle hin zu eilen, wo ich den Schuß gehört hatte. Ein Mann floh aus dem Park, ich redete ihn an und erkannte denselben; es war Gabriel, der mich ebenfalls erkannte.

"Mein Freund," sagte er mir tief bewegt, "ich bin angegriffen worden und habe mich vertheidigt; mein Gegner ist getödet." Ich drang lebhaft in ihn, mir die Ursache des Angriffs zu erklären, dem er ausgesetzt gewesen war. Er gestand mir, daß er die Absicht gehabt hätte, in dem Parke herumzugehen, und daß er, kaum in denselben eingetreten, durch Wilhelm angegriffen worden wäre, der, mit einer Flinte bewaffnet, ihn zu erschließen gedroht hätte. Das ist die einzige Erklärung, welche ich von ihm über diese Begebenheit erhalten konnte. Er hat mich, nicht zu verrathen, daß Wilhelm von ihm getödet worden sei, und dies ist die Ursache, warum ich bis zum Abend gezögert habe, ehe ich mit Dir davon sprach. Beim Eintreten in mein Haus bemerkte Gabriel, daß er eine seiner Pistolen verloren hätte, und erinnerte sich, daß er etwas auf die Erde hätte fallen hören, als er nach dem Schuß das Pistol unter seinem Kleide verbergen wollte. Du bist es, der es aufgehoben hat. Jetzt erkläre mir, was konnte wohl der Beweggrund zu Wilhelms Betragen sein?"

"Ach, ich habe schon davon zu viel gehört!" rief Anatol, "und weißt Du, mein Bruder, daß Du, den ich anklagte, mir so eben Alles verrathen hast? Daß Dein Freund ein Mörder ist, ist das wenigste; soll ich Dir sagen, was er noch ist?"

"Was kann er sein?"

"Henriettens Geliebter!"

"Was! Deine ... Frau ..."

"Ja, sie ist eben so strafbar. Ach, ich muß das Leben dieses Mannes haben, oder er wird das meinige haben!"

Wüthend und fast wahnsinnig verließ er eilenden Schrittes das Zimmer, und eilte in seiner Wuth nach dem Zimmer, wo er seine Frau mit dem Freunde des Generals zusammen verlassen hatte.

Bevor ich jedoch nun in der Erzählung der Geschichte weiter gehe, will ich erzählen, was zwischen Gabriel und seiner Geliebten vorging, seitdem sie allein waren. Sobald als sich Henriette mit Gabriel allein sah, nahmen ihre Gesichtszüge das Gepräge der Liebe und der Verzweiflung an. Sie warf sich in die Arme ihres Geliebten und rief:

„Mein Gott, was hast Du gemacht!“

Gabriel fragte: „Was denkt Dein Mann und ahnt er etwas?“

„Er behauptet, den Namen desjenigen zu kennen, von dem Wilhelm getödtet wurde. Er hat eine Deiner Pistolen gefunden, und diese Waffe kann Dich verrathen, wenn sie Jemand als die Deinige erkennt. Aber, Unglücklicher, warum hast Du diesen Mann erschossen?“

„Um Deine Ehre und mein Leben zu retten, Henriette. Er hielt mich auf und ich suchte zu fliehen; er faßte mich bei meinen Kleidern und wollte mich vor seinen Herrn, vor Deinen Gatten bringen. Ich kämpfte lange Zeit mit ihm, und ich war der Stärkere. Ich wußte wohl, daß, wenn es mir auch gelänge, ihm zu entfliehen, er mit dem Gewehre, welches er bei sich trug, mich niederschließen konnte, und deshalb bediente ich mich meiner Waffe und streckte ihn todt nieder. Zögerte ich noch eine Minute, Henriette, so waren wir Beide verloren; dieser Mensch hätte mich getödtet, er würde Deinem Manne Alles mitgetheilt haben, und unser Fluchplan war zerstört. Jetzt im Gegentheil hat sich nichts für uns geändert, Du brauchst mir nur zu folgen; die Postchaise, von der ich mit Dir gesprochen habe, erwartet uns auf der Landstraße und in drei Tagen haben wir die Grenze erreicht.“

„Thor, der Du bist; glaubst Du, daß es mir von jetzt an möglich ist, aus diesem Hause zu entfliehen? mich nur einen Schritt von dem Manne zu entfernen, an den zu meinem Verderben alle meine Tage geknüpft sind. Man stellt Nachsuchungen über den Tod Wilhelms an, man wird den Schuldigen erkennen, und wenn ich mit Dir fliehe, würde man uns dann nicht Beide dieses Verbrechens anklagen? Du würdest alsdann nicht mehr für den Mann gelten, der angegriffen worden ist und sich vertheidigt hat, sondern man würde Dich nur für den strafbaren Geliebten halten, der eine Frau entführt und einen Mann mordet, um sich die Flucht zu erleichtern. O, mein Freund, ich schaudere bei dem Gedanken einer so entehrenden Anklage. Du siehst wohl, daß wir keine Hoffnung mehr haben dürfen, und daß mir nur noch der Tod bleibt. Ich soll Dich verlieren! Wir werden uns nimmer wiedersehen. Kann ich in

der Nähe eines Mannes leben, den ich tief hasse? Nein, dieses ist unmöglich, Gabriel! Der Tod ist meine einzige Hülfe, meine einzige Hoffnung!“

„O, ich werde Dich wohl zwingen, mir zu folgen, Henriette,“ rief der junge Mann mit einer Bewegung, welche einen festen Entschluß anzeigte. Wenn Du darauf bestehst, hier zu bleiben, eile ich zu Deinem Gatten, gestehe ihm meine Liebe zu Dir und daß ich seinen Bedienten erschossen habe; er wird gezwungen sein, sich mit mir zu schlagen, und da ich der Stärkere und Gewandtere bin, so wird er als Opfer im Zweikampfe fallen. Du wirst alsdann frei sein und mir folgen, Henriette. Hier,“ fuhr er fort, eine Pistole auf den Tisch legend, „ist eine Waffe, die uns als Schutz auf der Reise dienen sollte, und welche ich nun zu dem Duell bestimme, das noch heute stattfinden soll, sobald Dein Gatte zurückkehrt.“

„Unglücklicher!“ rief Henriette erschreckt, „was willst Du aus mir machen! Fliehe ich mit Dir, so sind wir Beide verloren, und wenn ich hier bleibe, so bin ich Zeuge eines Kampfes, eines neuen Mordes. Du siehst wohl, daß mir nur der Tod übrig bleibt.“

In diesem Augenblicke hörte die Frau die Tritte ihres Mannes, der sich dem Zimmer näherte und dessen aufgeregte Stimme sich mit der seines Bruders vermischte.

„Jetzt kommt Dein Gatte,“ sagte Gabriel ganz leise und streckte die Hand aus, um das Pistol zu erfassen und zu verbergen, welches er auf den Tisch gelegt hatte, aber eine andere Hand war schneller als die seinige gewesen. Henriette hatte den Arm ihres Geliebten zurückgestoßen und sich des Pistols bemächtigt.

„Diese Waffe gehört mir!“ rief sie aus.

Gabriel eilte auf sie zu, jedoch zu spät. Anatol und der General erschienen in dem Augenblicke in dem Zimmer, wo der Schuß fiel. Henriette lag als Leichnam vor ihnen; die Kugel war ihr durch das Gehirn gegangen.

Den folgenden Tag fand man Gabriels Körper entseelt in dem Parke; er war durch Henriettens Gatten im Duell gefallen.

Ein Krüppel.

Von G. Raspl.

Es giebt eine gewisse Klasse von Menschen, deren erbärmliches Aeußere auf den ersten Blick unser Mitleid erweckt. Sind wir durch gesellige Bande oder durch gleichen Stand und Beruf genöthigt, uns häufig, ja vielleicht täglich in ihrer Gesellschaft aufzuhalten, so betrachten wir es fast für eine durch das Zartgefühl gebotene Pflicht, ihnen durch Erweisung besonderer Zuorkommenheiten an den Tag zu legen, daß wir uns an ihre körperlichen Gebrechen nicht stoßen, ja daß wir sie gar nicht einmal sehen. Wir wissen ja, daß Körper und Geist zwei gänzlich verschiedene Dinge sind, und daß in einer häßlichen Schale ein um so gediegenerer Kern enthalten sein kann. Wir gehen oftmal sogar so weit, einen solchen Kern geradezu vorauszusetzen, und fühlen uns zu solchen durch ihr trauriges Aeußere auffallenden Personen vielleicht beim ersten Zusammentreffen mit ihnen eben deshalb eher angezogen als abgestoßen. Wir geben uns instinktmäßig dem blinden Glauben hin, daß diese Menschen sich gedrückt, unglücklich, zurückgesetzt fühlen, und wir suchen etwas darin, ihnen durch unsere Zuorkommenheit zu beweisen, daß dies keineswegs der Fall ist; ja wir vergrößern vielleicht sogar absichtlich unsere Gebrechen und Mängel, um ihnen hierdurch einen stillschweigenden Trost zu gewähren. Ein solches Verfahren ist gewiß edelmüthig, aber daß es nicht allemal klug, nicht immer am richtigen Orte ist, wird die folgende Skizze beweisen.

Wir sprechen hier von einer ganz besonderen Gattung von Krüppeln, von der uns — wir leugnen es nicht — in diesem Augenblicke ein Individuum vor Augen schwebt. Sie ist sehr zahlreich, diese Gattung, es wird uns aber dennoch schwer, sie unter einen Gesamtnamen zu bringen, und wir überlassen es daher dem Leser dieser Charakteristik, sie sich nach Belieben zu classificiren. Die Krüppel, die wir meinen, sind in der Regel sehr kleine, sehr verwachsene, sehr häßliche, sehr mißtrauische und sehr dürstige Männchen mit einer noch dürstigeren Seele. Sie haben

zwar eine dunkle Ahnung davon, daß sie keine Adonisse vorstellen, aber sie sind doch der Meinung, daß sie gut gewachsen und keineswegs buckelig oder schief sind. Sie tragen eine fixe Idee mit sich herum, daß sie stets interessant und, wenn sie nur wollen, auch höchst liebenswürdig sein können, namentlich im Umgange mit Damen, und haben innerlich keine geringe Meinung ihres Werthes und ihrer Fähigkeiten. Sie sind sehr ungerne allein und suchen einen Stolz darin, für flotte Gesellschafter und „fidele Kerls“ gehalten zu werden, Eigenschaften, auf die sie außerordentlich eifersüchtig sind, und denen sie stets bedacht sind alle möglichen Opfer zu bringen. Es ist ihnen nach beharrlicher, jahrelanger Aufopferung ihrer Selbstständigkeit, ja sogar ihrer Bequemlichkeit gelungen, in einem gewissen Kreise ihrer Berufscollegen geduldet zu sein, welche Auszeichnung sie auf das Eifrigste zu behaupten bemüht sind. Dadurch, daß sie sich jedem einzelnen Mitgliede dieses geselligen Kreises geistig stets unterordnen, nie widersprechen, sondern zu Allem „Ja“ sagen, unendlich gefällig, kriechend, zuorkommend und zu Allem bereitwillig sind, haben sie nach und nach sogar einen gewissen Einfluß auf ihre Gefährten erlangt, ohne daß diese selbst sich dessen bewußt werden. Vor keinem derselben haben sie ein Geheimniß, bei allen und jeden Vorkommnissen des gewöhnlichen Lebens fragen sie jeden einzeln unter vier Augen um Rath — *divide et impera* — und richten dann ihre Handlungsweise so ein, daß sie so gut wie möglich diese verschiedenen und verschiedenartigen Rathschläge in Einklang bringen und jedem genügen, was sie oft in nicht geringe Verlegenheit setzt und ihre ganze diplomatische Fähigkeit in Anspruch nimmt. Jeden, der nicht zu ihrer geschlossenen Gesellschaft gehört, betrachten sie ungefähr so, wie der Kreole vom reinen Blut den Mestizzen oder Terzeron betrachtet, und sind der geschworene Feind eines jeden, der Miene machen sollte, sich ebenfalls ihrem Kreise einzuverleiben. Sie fürchten, durch einen solchen Zuwachs an Einfluß zu verlieren, und bieten daher Alles auf, dem entgegenzutreten. Die Taktik, der sie sich bedienen, um das Gelingen der Absicht eines solchen Arglosen zu hintertreiben, ist höchst seltsamer Natur.

Sie geberden sich gegen den geselligen Neuling, sobald sie allein mit ihm zusammentreffen, mit einer so ausnehmenden Freundlichkeit und Theilnahme, überhäufen ihn mit einer solchen Masse von Freundschaftsbezeugungen, daß dieser ganz verblüfft wird, und nicht aufhört, sich zu wundern, wie so viel Herzlichkeit in einem so miserabeln Körper Platz haben kann. Aber gleich vielen großen Feldherren, namentlich des Alterthums, liebt diese Gattung von Krüppeln ganz außerordentlich die Rückenschlachten und weiß sich für den angethanen Zwang in Gegenwart des Eindringlings trefflich in seiner Abwesenheit zu entschädigen. Sie erzählen da eine große Anzahl von Geschichten, die sie — wie sie sagen — Gelegenheit hatten, aus guter Quelle zu erfahren, und der Neuling spielt darin, wie man sich denken kann, keine vorzügliche Rolle. Sie enthalten sich jedoch stets jedes Urtheils über sein Benehmen, dasselbe vielmehr ganz dem Ermessen ihrer Herren Kollegen anheimstellend. Das Resultat ihres Verfahrens ist vorauszusehen. — Doch jetzt zu unserem Individuum.

Herr Ulbrich war ein junger Mann von mehr als dreißig Jahren. Seine Erscheinung erinnerte unwillkürlich an eine gewisse Gattung von Geschöpfen, die in den Thierbuden gewöhnlich zwischen den Hyänen und indianischen Raben sehen gelassen werden, sehr gerne Aepfel fressen und in den ABC-Büchern in der Regel gleich auf der ersten Seite in besagter Beschäftigung begriffen dargestellt sind. Er war sehr klein, sehr häßlich, sehr mager und außerordentlich verwachsen. Sein Gesicht war sich, wie seine ältesten Bekannten versicherten, seit seiner Kindheit völlig gleich geblieben, und da es schon damals einen sehr ältlichen Ausdruck hatte, so kam es, daß seit fünfzehn Jahren Jeder, der ihn nicht kannte, ihn unbedingt für einen Sechziger erklärte. Seine Freunde trösteten ihn indessen mit der Versicherung, daß, wenn er dereinst wirklich sechzig Jahre zählen werde, man ihn zweifelsohne für einen Mann in den besten Jahren halten würde. Trotz des gewissenhaften heimlich täglich wiederholten Gebrauches der Löwenpomade war es ihm noch nicht gelungen, über seiner Oberlippe die geringste Spur eines Bartes zu erzeugen, ein Umstand, der ihn

jedoch keineswegs hinderte, allwöchentlich sein Rasirmesser abziehen zu lassen. Seine Kleidung war — ein seltener Fall bei Menschen dieser Art — durchaus nicht elegant zu nennen. Es rührte dies jedoch muthmaßlich von seinen ziemlich beschränkten Geldmitteln her, und da er ein sehr „guter Wirth“ war, der größte Theil seines fixen Einkommens aber für Ausgaben, die ihm der Umgang mit einer, von seinen Kollegen gebildeten geschlossenen Gesellschaft (Clique) verursachte, darauf ging, so blieb ihm natürlich nicht viel zur Bestreitung einer luxuriösen Garderobe übrig. Wie jedes Uebel (denn für ein Uebel hielt er es im Stillen) aber auch sein Gutes hat, so verlieh ihm dieser Umstand das Recht, jeden, der einen besseren Rock trug, wie er selbst — natürlich in dessen Abwesenheit — für einen Kleidernarren zu erklären.

Herr Ulbrich war ein vortrefflicher Gesellschafter, der verträglichste Mensch, der gefälligste, zuverlässigste und bescheidenste junge Mann und der „fidelfte Kerl“. Seine gesellschaftlichen Talente wollten zwar einige seiner Widersacher in Zweifel ziehen. Sie behaupteten, daß die ganze Unterhaltung des Herrn Ulbrich sich allemal nur auf die wörtliche Wiederholung des letzten Satzes eines jeden Sprechers erstreckte, und daß er nach Beendigung desselben nichts weiter hinzufüge, als ein ungeheuer lautes, nicht eben sehr musikalisches Gelächter. Dem sei nun wie ihm wolle, Herr Ulbrich war und blieb ein guter Gesellschafter, und wenn ihm dieses Compliment von einem seiner Freunde gemacht wurde, so antwortete er gewiß regelmäßig: „Ein guter Gesellschafter. Ho, ho, ho, ho, ho!“

Und verträglich? Natürlich war er auch verträglich, Herr Ulbrich. Eine Opposition war ihm so unbekannt, wie den Indianern Nordamerikas vor der Hand noch die präparirte Schießwolle. Man hörte ihn nur dann „Nein“ sagen, wenn die letzte Periode eines der anwesenden Sprecher sich mit — Nein — endigte, wo man darauf schwören konnte, daß in einer für terrestrische Beobachtungen unmeßbar kurzen Zeit das Echo ertönen mußte: „Nein. Ho, ho, ho!“

Daß ein so vortrefflicher und verträglicher Gesellschafter, wie Herr Ulbrich, auch bescheiden sein

mußte, unterliegt wohl keinem Zweifel. „Vorlaut“ war ihm so fremd, wie „Nachlaut“ geläufig. Die Gegenwart eines Oberen erfüllte sein Inneres mit stummer Ehrfurcht, welches Gefühl er äußerlich durch die respectvollste Haltung seines Körpers, — die ihm, beiläufig gesagt, etwas beschwerlich wurde, da er an der Unannehmlichkeit des Besizes von nicht mehr als drei Brüchen laborirte, — an den Tag zu legen auf das eifrigste beflissen war. Seine Echos waren dann wo möglich noch lauter, und nie fand die „wichtige“ Bemerkung eines Oberen einen eifrigeren Lacher. Dagegen machte nichts einen tieferen Eindruck auf sein Gemüth, als die Müge eines Vorgesetzten. Selbst die Gewohnheit — denn sie kamen ziemlich häufig, diese Mügen — vermochte ihre Wirkung nicht zu schwächen. Selbst das Zureden und Trostsprechen seiner Freunde half nichts; für vierundzwanzig Stunden war er nach einem solchen Vorfalle regelmäßig, um uns eines wenig poetischen Ausdrucks zu bedienen, „wie vorm Kopf geschlagen.“

Und auch zuverlässig war er, dieser vortreffliche Herr Ulbrich. Nach der Verabredung zu einem Spaziergange oder einer sonstigen Partie konnte man mit mathematischer Gewißheit darauf rechnen, daß er wenigstens zehn Minuten vor der festgesetzten Zeit auf dem Rendezvous anzutreffen sein würde. — Was seine Gefälligkeit anlangte, so kannte diese natürlich keine Grenzen, doch da wir später Gelegenheit haben werden, auf dieselbe zurückzukommen, so enthalten wir uns für jetzt jeder weiteren Verbreitung über diese Haupttugend des würdigen Herrn.

Es konnte nicht fehlen, daß ein mit so seltenen Fähigkeiten ausgestatteter junger Mann sich sehr bald zu der Höhe eines „fidelen Kerls“ herauszuarbeiten verstehen mußte. Er brauchte nur noch rauchen, Grog und Wein trinken, und gewisse Dexter besuchen zu lernen, mit einem Worte: „Alles mitzumachen“, und der fidele Kerl war fertig. Er lernte alle diese verschiedenartigen Kunststücke sehr bald, wie es sich bei einem so hellen Kopfe, wie der seinige war, von selbst versteht. Das Rauchen soll ihm zwar anfänglich einige kleine Unannehmlichkeiten zugezogen haben, namentlich als er, den Rath eines seiner Freunde

befolgend, versuchte, sie durch Grog trinken zu paralyßiren; — doch diese Calamitäten waren vorübergehender Natur und hörten mit der Zeit gänzlich auf. Herr Ulbrich war bald der fidelste Kerl, den man sich nur denken konnte, und machte sich nichts daraus, zehn Stunden lang an ein und demselben Orte, auf ein und demselben Stuhle — eines der Hauptfordernisse eines „fidelen Kerls“ — bei einem Glase Grog und einer Cigarre über einer „vernünftigen Unterhaltung“ zu sitzen.

Mit dem schönen Geschlechte machte sich Herr Ulbrich wenig zu schaffen (einige seiner böshafteren Feinde drehten diesen Satz zuweilen um), aber dennoch hatte er es nicht ungern, wenn ihn seine näheren Bekannten über diesen Punkt zuweilen neckten, einen zweiten Don Juan u. s. w. nannten; wenigstens nahm er dergleichen zarte Scherze mit einem Applaus auf, der manchem unserer deutschen Schauspieler erwünscht sein würde.

Wir versichern alles Ernstes, im Stande zu sein, ein Buch von der Stärke eines dictionnaire de poche über die mannsachen Eigenschaften und Eigenheiten besagter Person schreiben zu können. Da wir aber befürchten müssen, auch den geduldigsten Leser dadurch zu ermüden, so ziehen wir vor, ihn gleich jetzt handelnd einzuführen.

Es war an einem prächtigen Frühlingsmittage, dessen langsam schleichende Stunden Herr Ulbrich, der Liebhaberei für freie Luft, alias Naturschwärmerei, nicht zu seinen Schwächen zählte, in seiner tüchtig geheizten Stube auf dem Sopha zu verschlafen hoffte, als ein junger Mann zu wiederholten Malen heftig an die stets verschlossene Thüre des vortrefflichen Menschen klopfte. Unser Freund hatte einen ziemlich gesunden Schlaf, den Schlaf eines guten Gewissens, und er pflegte oft mit vieler Zuversicht zu behaupten, daß man eine Kanone vor seinem Ohre losschießen könne, ohne ihn zu erwecken. Ho, ho, ho, ho! Das Klopfen, so stürmisch es auch wurde, machte also nicht den mindesten Eindruck auf sein sinnliches Wahrnehmungsvermögen. Dem Klopfenden schien es einzuleuchten, daß er auf gewöhnliche Weise hier nicht zum Ziele kommen könne, und da seine Fingerknöchel bereits in der dritten Regenbogenfarbe schimmerten, so entschloß er sich, seine Zu-

flucht zu den Füßen zu nehmen. Er lehnte sich zu diesem Zwecke mit dem Rücken gegen die Thüre, und indem er abwechselnd eines seiner Beine als Ruhepunkt für seinen Körper benutzte, bediente er sich des anderen als Hammer. Die Thüre dröhnte von dieser gewaltigen Erschütterung, denn jeder der ihr mitgetheilten Schläge konnte in der That mit einem mäßigen Kanonenschusse rivalisiren.

Herr Ulbrich lag indessen noch immer im festen Schlafe, nur begann die Wirklichkeit sich allmählig in seine Traumbilder einzuschleichen. Zuerst ärgerte er sich über die demokratischen Elemente der zweiten badenschen Kammer, die der Hammer des Präsidenten heute durchaus nicht zur Ordnung bringen konnte, dann empörte ihn das unanständige Benehmen des Parterre-Publikums im hiesigen Stadttheater, das den Beginn der Vorstellung diesmal gar nicht erwarten konnte. Endlich, als die Thüre seines Zimmers den wiederholt heftigen Angriffen von außen beinahe nachzugeben drohte, begann in seinem Kopfe die Möglichkeit aufzudämmern, daß Jemand an seine Thür klopfen könne. Er blieb jedoch noch eine geraume Weile mit geschlossenen Augen auf dem Sopha liegen, indem er sich zu überreden suchte, daß Alles nur Einbildung und Täuschung sei, aber da die Thatsache für eine Täuschung doch gar zu natürlich war, so erwachte er endlich völlig und schritt in der Laune etnes wider Willen aus dem Schlafe Geweckten nach der Thüre, um sie zu öffnen.

Der junge Mann, der in dem kurzen Zeitraume einer Viertelstunde einen so großen Theil Beharrlichkeit entwickelt hatte, trat jetzt rasch in's Zimmer.

Er mochte vielleicht zwanzig Jahre zählen. Seine Gestalt war leicht und wohlgebaut, sein Gesicht offen und einnehmend und seine ganze Erscheinung trug das Gepräge kräftiger Jugendfülle. Er war erst seit wenig Wochen in eine Berufsthätigkeit getreten, die ihn mit unserem Freunde auf gleiche Stufe stellte, und hatte für diesen gleich zu Anfange seiner kurzen Bekanntschaft ein gewisses Mitleiden empfunden, das sich in freundschaftliche Theilnahme verwandelte, als er bemerkte, mit welcher Liebenswürdigkeit ihm sein

älterer Colleague entgegenkam. Er hatte deshalb den Beschluß gefaßt, mit ihm in freundschaftliche Verbindung zu treten, und daher den Wunsch zu erkennen gegeben, den täglichen Umgang desselben auch zu dem seinigen zu machen. Ulbrich hatte dies wohl bemerkt und seine Rückenoperationen deshalb bereits begonnen. Sie waren ihm indessen diesmal schwerer wie gewöhnlich geworden. Der junge Mann führte in seinem anziehenden Aeußeren einen offenen Empfehlungsbrief mit sich. Ulbrich haßte ihn deshalb doppelt, und daher mußte er ihm natürlich auch doppelt lebenswürdig und doppelt freundlich entgegenkommen.

Der junge Mann entschuldigte die zudringliche Art und Weise seines Besuches mit der Wichtigkeit seines Anliegens, und als ihm unser Freund unter hundertmal wiederholten Versicherungen, daß er ihn nicht im mindesten gestört, gar nicht, gar nicht, ho, ho, ho! —, daß er seinerseits sich bloß entschuldigen müsse, ihn so lange warten gelassen zu haben, daß er ihm von Herzen mit allem möglichen zu Diensten stände, ho, ho, ho! — gelang es Ersterem endlich, zu Worte zu kommen.

„Ich muß dringender Familienverhältnisse wegen, die meine Gegenwart unbedingt nothwendig machen, auf zwei Tage verreisen, Herr Ulbrich.“

„Verreisen, Herr Ulbrich, ho, ho, ho!“ klang das Echo, und setzte diesmal noch hinzu: „Natürlich, freilich, versteht sich. Ho, ho, hooo!“

„Meine Vorgesetzten,“ fuhr der junge Mann fort, „wollen mir die Erlaubniß hierzu nicht ertheilen, da ich erst seit zwei Wochen in meinen neuen Wirkungskreis getreten bin und mich, wie sie sagen, erst in demselben zu befestigen und einzurichten hätte.“

„Einzurichten hätte, ho, ho, ho, ho! — dummes Zeug!“ war diesmal der Zusatz.

„Sie würden mir deshalb eine außerordentliche Gefälligkeit erweisen, wenn sie die Vermaltung meines Geschäftsfaches für diese zwei Tage mit übernehmen wollten.“

„Übernehmen wollten, ho, ho, ho! natürlich, versteht sich, ho, ho!“

„Vielleicht finde ich ein andermal Gelegenheit,

Ihnen einen gleichen Freundschaftsdienst zu erweisen."

"Erweisen, ho, ho, ho!"

Das Versprechen ward natürlich von unserem Freunde mit der größten Bereitwilligkeit gegeben, und unter zahllosen Versicherungen, daß ein solcher Gegenstand ja gar nicht des Erwähnens bedürfe; daß dergleichen Fälle alle Tage vorkämen; daß es sich von selbst verstände, daß Einer dem Andern aushelfe, und daß er schon Alles so besorgen werde, daß seine Abwesenheit gar nicht bemerkt werden könne, wünschte er dem jungen Manne glückliche Reise und gute Erfolge.

Letzterer verließ eine Stunde später ruhig die Stadt, froh, die Verwaltung seines Dienstes in so sicheren und zuverlässigen Händen zu wissen.

Die zwei Tage waren verfloßen, der junge Mann kehrte zurück und richtete seine Schritte vor allen Dingen zu seinem Kollegen, um diesem seinen Dank abzustatten. Er findet die Thüre verschlossen und erfährt von dem anwesenden Diener, daß sein Herr ausgegangen. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er, in seiner Wohnung angelangt, dort seine Entlassung vorfindet? Wer seine Erbitterung, als er den Grund dieses für ihn so schweren Schlages erfährt? Wenn es an und für sich schon höchst strafbar sei, sagt man ihm, seinen anvertrauten Posten ohne Zustimmung, ja sogar gegen das ausdrückliche Verbot seiner Vorgesetzten zu verlassen, so sei es durchaus unverantwortlich, die Verwaltung desselben so gänzlich zu vernachlässigen, daß man sie nicht einmal einem Stellvertreter übergeben. Vergebens erklärt er, daß dies geschehen, daß er für einen solchen Stellvertreter gesorgt habe; man zuckt die Achseln; es ist nichts geschehen, die Arbeiten sind sämmtlich liegen geblieben, kein Mensch hat sich um sie gekümmert.

Der junge Mann eilt nach der Wohnung seines Kollegen; dieser ist abwesend. Er wartet bis zum Einbruche der Nacht im Vorzimmer, entschlossen, den feigen Schurken, den er jetzt als die Veranlassung seines Unglückes erkennt, zur Rede zu setzen. Endlich hört er Stimmen und Fußtritte. Herr Ulbrich kehrt mit seinen Freunden von einer Wasserpartie zurück, um mit ihnen noch

ein Glas Punsch zu trinken und eine Cigarre zu rauchen.

Der junge Mann geht unserem vortrefflichen Freunde mit einer Entrüstung entgegen, die ihn fast der Sprache beraubt.

"Erklären Sie sich!" ruft er ihm noch auf der Treppe zu, "Sie sind schuld, daß man mir meine Entlassung gegeben hat, Sie versprachen mir, meine Geschäfte zu übernehmen und haben dennoch Alles vernachlässigt; Herr, sie sind ein — Schurke!"

Die Treppe war durch eine Gaslaterne ziemlich hell erleuchtet. Die lustig hin- und herflackernde Flamme warf ein Paar ihrer hellsten Strahlen auf das häßliche Gesicht des Krüppels. Seine Freunde, die diese seltsame Anrede natürlich mit angehört hatten, sahen ihn erstaunt an. Aber auf ihren Gesichtern mochte noch so viel Erstaunen zu lesen sein, dem Ausdrucke des seinigen kam gewiß keines gleich. Der ganze kleine, dürftige, verkrüppelte Mensch hatte durchaus das Ansehen eines so eben aus den Wolken auf die Erde Herabgefallenen. Er wußte von nichts, er hatte nichts versprochen, er hatte nichts übernommen, er hatte nichts vernachlässigt.

Die Entrüstung des unglücklichen jungen Mannes steigerte sich beim Anblicke dieser Heuchelei zur äußersten Wuth. Er hätte die Mißgeburt ohne Zweifel die Treppe hinuntergeworfen und mit Füßen getreten, wenn man ihn nicht noch zur rechten Zeit daran gehindert hätte.

Einer weiteren Hinzufügung bedarf es nicht, meine Geschichte ist zu Ende. Herr Ulbrich ist vor wie nach der beste Gesellschafter, der bescheidenste, zuverlässigste und gefälligste Mensch in den Augen seiner Freunde, die natürlich ihm, den sie seit länger als zehn Jahren kennen, mehr Glauben schenken, als einer Bekanntschaft von vierzehn Tagen. Die Begebenheit, die wir so eben erzählt, ward bald vergessen, nur hatte Herr Ulbrich seit der Zeit eine noch größere Abneigung gegen alles Alleinausgehen, was, beiläufig bemerkt, nie zu seinen Passionen gehörte. Er konnte für lange Zeit die fixe Idee nicht loswerden, daß der junge Mann, der wenig Tage nach dem erzählten Vorfalle nach Amerika abreiste, irgend

Jemanden in der alten Welt damit beauftragt hätte, ihn bei guter Gelegenheit einmal Abends auf der Straße tüchtig durchzuprügeln.

Die Erscheinung am See.

Durch den Hain im Frühlingsglanz
Ging ich düster; — da erschien ein Bild:
Eine Jungfrau, ruhig, engelmild,
Um die Stirne einen Kranz.

Dort am See auf dem Ruin,
Längst umzogen von dem Moos,
Sitzt sie und beweint ihr Loos; —
Freundlich blickt' ich nach ihr hin!

Und sie nahte voller Schmerz,
Kam wehmüthig auf mich zu:
„Trauter Jüngling, keine Ruh'
Findet hier mein armes Herz!

Drüben selbst durchzuckte mich,
Warf ich einen Blick zurück,
Für verlor'nes Erdenglück,
Noch ein Schmerz, als leiser Stich!

Nicht der Lenz mit Blüthenduft
Konnte Frieden mir hinab
Flüstern in das stille Grab,
Und ich stieg aus meiner Gruft!“ —

„Ei, Du wunderholde Fee,
Sei getröstet, folge mir;
Dort im Rahne finden wir
Ruhe auf dem stillen See.“ —

Eine Rose giebt sie mir
Von dem Kranze, duftend lind;
Und ich gab ihr gleichgesinnt
Einen Epheuzweig dafür.

Schaukelnd fahren wir im Rahne
Von dem Abendroth bestrahlt;
Plötzlich mach' ich zitternd Halt,
Denn ein Schauer sicht mich an.

Welches Wunder! ... Hu! ... es klang
Aus der Tief' ein Wimmerlaut:
„Bist Du nicht des Himmels Braut?“ —
Ach, mir wurde heiß und bang!

Und sie wurde todtenbleich,
Seufzte leis nach kurzer Zeit:

„Stimme, die da unten schreit,
Sei nur still, ich komme gleich!“

Wimmern hört' ich aus der Luft:
„Gott, erbarm' der Seele dich!“ ...
Dunkle Nacht war jetzt um mich,
Und ein Hauch wie Moderduft.

Bei erstorb'nem Mondenglanz
Rauscht es nun im nahen Busch,
Hielten vor mir — husch, husch, husch!
Geister einen Kettentanz.

Winselnd heulten sie voll Leid:
„Weh Dir! ... wem das Herze brach,
Liebe hier mit Schmerz und Ach,
Gingedenk der Seligkeit!“ —

Eiskalt wurde ihre Hand,
Nimmer sprach sie mehr ein Wort; —
Meine Rose war verdorrt,
Und das schöne Bild verschwand.

Sah, o Schrecken! ... welcher Staub! ...
Vor mir lag, von diesem Weib,
Das Gewand, der Kranz und Leib,
Nüß als Zunder und als Staub. — —

Raum verschwunden, fern und nah,
War der dunkle Geisterchor,
Sausst es dumpf in meinem Ohr —
Ha! — was sieht mein Auge da!

Brauenvoll ein Strudel zischt!
Schaudernd blick' ich in den Schlund;
Doch ich sah im schwarzen Grund
Nur den Epheuzweig im Gisch.

Und den Rahne ergreift es bald,
Wirbelnd reißt es ihn herum;
Ha! wie flog da um und um
Kreiselnd Ufer, Berg und Wald!

Trunken sah das Auge fliehn
Rechts und links das bunte Land:
Hu! da war's, ob eine Hand
Wollt' den Rahne hinunterziehn.

Wie mit Krallen packt mich's an,
Gähnend zeigt der Schlund mir ist,
Daß der Schaum zum Himmel spritzt,
Seinen Rachen aufgethan.

Und ich warf gefaßt, mit Ruh'
Meine Rose schnell hinein;
Mit Getös und Flammenschein
Schloß der Höllenschlund sich zu.

Dabei, hui! ein Wellenschlag
Tobend sich im Rahne schwang,

Und den mürben Staub verschlang,
Der zu meinen Füßen lag. —

Brausend wogte hin und her,
Wellenschäumend nun der See;
Und der Epheu, bleich zu Schnee,
Schwand im Sturm von ungefähr. —

Aus dem Wolkenstore bricht
Strahlend nun das Sternenzelt,
Freundlich ward die Nacht erhellt
Durch das milde Montentlicht.

Stille nun wird's um mich her,
Trauernd blickte ich hinab
In das dunkle Fluthengrab; —
Doch, die Liebe kam nicht mehr.

Lange blickt' ich in den See,
Sah mich drinnen nur allein;
Bleich war ganz mein Widerschein,
Und ich fühlte tiefes Weh!

Da verließ ich still, betrübt
Nun auf immer meinen Kahn,
Um nicht wieder diese Bahn
Zu durchziehen, wo ich geliebt. —

Scheidend rief ich klagevoll:
„Gute Nacht!“ zum stillen See;
Horch! ... ein süßer Laut: „Ade!“ ...
Geisterhaft herüber scholl.

Friedrich E. Müller.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Braunschweig im October.

In diesen Tagen wurde eine Novität, die neueste Schöpfung eines hier privatirenden Engländers, des Herrn Bridgman: Eine Nacht im Schlosse Middleton, Original-Schauspiel in 3 Acten, zur Aufführung gebracht.

Der Inhalt dieses Schauspiels ist in Kürze folgender: Der Obrist Wolff, ein ebenso eingefleischter Puritaner wie eifriger Patriot, conspirirt gegen König Karl II., beabsichtigt diesen mit Hülfe der mit ihm verschwornen Puritaner gefangen zu nehmen, dem Piraten-capitän Seymour zu überliefern und auf dessen Schiff umzubringen. Seymour, der schwärzeste Bösewicht, bietet dazu hülfreiche Hand, doch nur unter der Bedingung, daß der Obrist Wolff ihm seine Tochter Maria zur Gattin gebe. Wolff bringt dem Vaterlande seine heiß-

geliebte Tochter mit schwerem Herzen zum Opfer. Doch Maria liebt den braven Clifford und will des Vaters Wort gegen den verhassten Seymour nicht erfüllen. Der Zufall führt sie aber in die geheime Versammlung der Puritaner, und um das von Seymour bedrohte Leben ihres Clifford zu retten, giebt sie jenem das Ja-wort und schwört, gegen Keinen die Verantwortung zu dieser gezwungenen Einwilligung zu verrathen. Dieser Schwur führt zu Verzweiflungsscenen zwischen Marien und Clifford, indem jene ihrem Geliebten ihre beschlossene Vermählung mit Seymour eröffnet und dieser, mit den Gründen unbekannt, sie untreu wähnt.

Damit schließt der erste Act. — Zum Anfange des zweiten sucht der auf der Reise vom Unwetter überraschte König Karl II. mit seinem Günstlinge Rochester Zuflucht auf dem Schlosse Middleton. Beide werden von Clifford, bei welchem sie sich für Leutnants in königlichen Diensten ausgeben, gastfreundlich aufgenommen. Nach einer hierauf folgenden heiteren Scene zwischen dem Könige und Rochester, wird der erstere von dem hinzugekommenen Obrist Wolff gesehen und erkannt. Dieser beeilt sich, seine Entdeckung den Mitverschwornen mitzutheilen, die sofort sämtliche Ausgänge des Schlosses besetzen. Unterdessen hat der ein Liebesabentheuer suchende König mit Maria die Bekanntschaft angeknüpft. Auf die natürlichste Weise herbeigeführte Umstände veranlassen diesen, sich ihr zu erkennen zu geben. Sie, von dem furchtbaren Plane der Puritaner unterrichtet, will ihn retten; aber ihr Schwur hindert jede nähere Mittheilung. Doch ihr Schwur und die dem Könige drohende Gefahr wird von diesem und dem hinzugekommenen von Eifersucht gequälten Clifford zuletzt errathen; der König flüchtet am Schlusse dieses Actes in Clifford's Mantel gehüllt und mit dessen Hut.

Im dritten und letzten Acte vermerken es die getäuschten, von Seymour noch überdies gehegten Puritaner dem Clifford sehr übel, daß er dem Könige zur Flucht behülfslich gewesen. Clifford wie der eingefangene Rochester werden zum Tode verurtheilt. Seymour erbietet sich als guter Pistolenschütze das Urtheil sofort zu vollziehen. Eine erschütternde Scene folgt. Maria fleht um Clifford's Leben; sie kniet selbst vor Seymour und verspricht ihm, Clifford zu vergessen und nur ihn zu lieben, wenn er jenen retten wolle. Vergebens. Sie wird kalt zurückgestoßen. Seymour zieht das Pistol, schlägt auf Clifford an, in demselben Augenblick aber fällt von der anderen Seite ein Schuß und Seymour stürzt von diesem getroffen zu Boden. Der Schuß kam von Norton, Seymour's von ihm früher tödtlich beleidigten Schiffleutnant. Mit Norton und dessen bewaffneten Matrosen erscheint auch der König wieder, welcher die verschwornen Puritaner gefangen nimmt, Dem Hochverräther Wolff wird verziehen, dagegen giebt dieser dem zum Baron von Feversham und Offizier

in der königlichen Leibgarde erhobenen Clifford seine Tochter.

Die angedeuteten Situationen sind mit großem Geschick benutzt, mit Feuer und — bis auf wenige weiter unten erwähnte, leicht abzuhelfende Mängel — mit bündiger Kurze ausgeführt; auch die Charaktere meistens dankbar gehalten und die Wahrscheinlichkeit, wenigstens nicht ohne Noth, verletzt worden. Ueberhaupt spricht es dem Talente dieses jungen Schauspieldichters ein mehr als beredtes Zeugniß, wenn er, wie hier geschehen ist, die hohen Erwartungen, die er durch sein erstes so erfolgreiches Auftreten mit Catharina II. erregt hat, nicht allein vollkommen befriedigt, sondern auch so entschieden übertrifft. Die beifälligste Aufnahme ließ dieses Stück die harte Feuerprobe des öffentlichen Urtheils glücklich bestehen, und wir wünschen dem Herrn Verfasser deshalb zu dem schönen Resultate dieses Abends desto herzlicher Glück, je aufrichtiger wir dasselbe als redlich verdient anerkennen. Die Kritik findet allerdings ihre Mängel heraus. So bieten namentlich die ersten Scenen nicht lebhaftes Interesse genug und werden monoton; ferner können wir es nicht gut heißen, daß die Schießscene im dritten Acte zu einer Höhe getrieben wird, wo die ästhetische Wirkung des Schauspiels aufhört; man fühlt nicht mehr während der langen Pause des Gebets, man schaubert nur noch; alsdann scheint uns die Schlussscene des letzten Actes zu gedehnt, indem der durch das plötzliche Wiedererscheinen des Königs mit den Bewaffneten so natürlich hervorgebrachte höchste Effect durch die Länge der folgenden Handlungen, wenn auch nicht gestört, doch sehr geschwächt wird.

Der Verfasser mag aus dieser ausführlichen Beurtheilung seines Werkes entnehmen, daß wir dessen Werth hinlänglich zu schätzen wissen und von dem gehaltlosen Glitterkrume der Uebersetzungsfabriken oder sonstigen flüchtigen Arbeiten unserer Zeit sehr wohl unterschieden haben. Zweifelsohne ist dieses ein Product, in welchem sich ein entschiedenes Bühnentalent sattem bekundet:

und wünschen wir dem Verfasser nur Muth und Ausdauer auf der von ihm mit Beruf und Glück betretenen Bahn.

Die meistens höchst wackere Darstellung trug das ihrige zu der günstigen Aufnahme des Stückes bei. Mad. Größer, anfangs etwas lau, entwickelte allmählig ihr ganzes für Charaktere dieser Gattung bestimmtes Talent, und fand die Anerkennung des ganzen Hauses; eben so verdiente Hr. Höffler den einstimmigen lauten Beifall, der ihm wegen seiner meisterhaften Darstellung des Clifford gezollt wurde. Herr Schütz, Obrist Wolff, bewährte auch diesen Abend die glückliche Auffassungsgabe eines geistreichen und denkenden Seelenmalers und gab uns seinen Puritaner und Alles opfernden Patrioten eben so sicher als wahr. Nur hätten wir gewünscht, daß er in den Ausdruck jener Worte, wo er (in den ersten Scenen des ersten Actes) mit sich selbst kämpfend, dem Seymour die Hand seiner Tochter zusagt und das Bild Abrahams anruft, als dieser seinen einzigen Sohn auf dem Altare des Herrn opfern wollte, etwas weniger Pathos, aber mehr Gefühl gelegt hätte. Hr. Größer löste seine undankbare Aufgabe, als Seymour, auf die befriedigendste Weise, und bekundete damit, wie er dem neuen sich ergebenden schwierigen Fache der Intriguants vollkommen gewachsen ist. Nicht weniger brav zeigte sich Hr. Kettel, welcher den lebenslustigen und leichtsinnigen Grafen von Rochester mit eben so vieler Laune als großem Geschick darstellte. Dagegen wollte uns Herrn Seymans einseitige Auffassung und Darstellung seines Königs, wo wir meistens nur den leichtfertigen Wüstling ohne Würde sahen, nicht befriedigen. — Als Ensemble war die Aufführung durchgehend ausgezeichnet, und ging in diesen Scenen so rasch, lebendig und gefügig zusammen, daß diese, namentlich in den Schlussscenen, immer die günstigste Wirkung hervorbrachten. — Mad. Größer und Hr. Höffler wurden nach dem zweiten Acte und nach Beendigung des Stückes wiederholt mit Herrn Bridgman gerufen. —

Literatur und Kunst.

Die Symbole. Launiger Roman von G. Bernhard. Baugen, Gustav Schlüssel. 1846.

Diese „Symbole“ tragen eine doppelte Bezeichnung auf ihrem Titel; auf dem ersten Blatt nämlich lesen wir „launiger Roman“, auf dem zweiten „komische Novelle“. — Es ist das eine Freundlichkeit vom Herrn Verfasser; denn diese interessante Abwechslung ist unzerstörlich; man überläßt sich der Hoffnung, in ein

neues Genre, in die launig-komische Roman-Novelle, eingeführt zu werden; man liest, und ist man endlich auf der 167. Seite des Buches angekommen, so trocknet man sich ruhig den Schweiß von der Stirn und ruft ermattet aus: Gott sei Dank! das wäre überstanden! — Das Buch bietet wirklich, was man an Langweiligkeit und Inhaltslosigkeit nur bieten kann, und das erste Capitel, „Ständchen“, welches im Styl und

in den einzelnen Situationen mit frischer Lebendigkeit durchgeführt ist, gleicht einer Dase, einem kleinen, grünen Flecke in der wechsellosen Einförmigkeit einer Sandwüste. Unwahrscheinlichkeiten häufen sich von Blatt zu Blatt; ich erinnere nur an das theologische Examen Hannchens, in welchem sie den eignen Vater mystificirt, und trotz der verkehrten Antworten, welche sie giebt, hält Doctor Dubelhahn doch seinen Examinanten für einen Candidat Frommbesen. All dergleichen wollten wir übrigens noch gern in den Kauf nehmen; was liegt zulezt daran, ob ein mittelmäßiger Roman mehr oder weniger geschrieben wird; aber diese geradezu widerliche Einmischung einer Zeitfrage! Wo liegt unter all dem Geschwätz die Pointe des Buches? Wer es gelesen, wird sagen: es hat überhaupt keine! — Aber — wo soll sie vielleicht liegen? Doctor Dubelhahn ist ein eifriger Vertheidiger der symbolischen Bücher, und lebt deshalb mit aller Welt in Unfrieden. Man streitet sich, Tagelöhner und Schmiedegesellen prügeln und würgen sich, ein Schneider phantastirt, ein schön declamirender Improvisator wird arretirt, man wirft

Fenster ein, es wird Generalmarsch geschlagen, unschuldige Mädchen werden als Rebellen verhaftet, und das Alles — um der symbolischen Bücher willen. Trotz dieser Kämpfe jedoch bereitet sich im Stillen eine dreifache Heirath vor und ein abentheuerlicher, schönäugiger Graf von Wildenfels sucht — hierin liegt die Pointe — den Superintendenten mit seinem Glauben an die Symbole zu schlagen und ihn dadurch zur Einwilligung in diese Verbindungen zu bewegen, daß er ihm zuruft: „Sie wissen, die heilige Zahl Drei ist das Symbol alles Guten in der Welt, und natürlich auch dann, wenn der seltene Fall eintritt, daß ein Vater drei Töchter auf einmal verlobt. Vertrauen Sie daher dem glückverheißenden Symbol, Sie sind ja der eifrigste Anhänger der Symbole!“ (??) Was die Technik des Romans anbetrifft, so ist die Ausdrucksweise, obwohl sie an manchen Orten flach, an manchen schwülftig wird, doch im Ganzen lobend zu erwähnen; das Formelle der Composition dagegen, die Entwicklung der Intrigue, wenn man anders das Ding so nennen will, läßt gar Vieles zu wünschen übrig. —

91.

D r e s d e n .

C o n c e r t .

Am 1. December:

Drittes Abonnement-Concert, unter Leitung Herrn Ferdinand Hiller's.

Eine Overture von Gade, „Nachklänge an Oeffian“, eröffnete das heutige Concert, und war das zweite Werk, welches man hier von diesem Componisten zu hören bekam. Derselbe scheint sich die tonbildlichen Overturen Mendelssohns, mit welchen dieser eine neue Gattung von Instrumentalmusik glücklich ins Leben gerufen, zum Vorbild genommen zu haben, wobei ihm jedoch die Originalität der Gedanken und das Streben nach Charakter in der Form keineswegs abzusprechen ist. Gade verräth ein bevorzugtes Talent, und berechtigt, wenn sein Gemüth aus dem jugendlichen Gährungsproceß, in welchem es noch zum Theil befangen zu sein scheint, abgeklärt hervorgegangen sein wird, zu den besten Erwartungen. Die manchfaltigen Elemente, aus welchen die eigenthümlichen Dichtungen Oeffians zusammengesetzt sind, waren in der Overture sämmtlich angedeutet, besonders aber war die leidenschaftlich-düstere Schwärmerie des Bardens hervorgehoben, so jedoch, daß die in einer pastoralmäßigen Melodie wiedergegebene patriarcha-

lische Einfachheit, so wie die kriegerische Begeisterung desselben etwas in den Hintergrund gedrängt wurde. Die letztere war übrigens nicht recht frei und innerlich ausgesprochen, die Führung der Melodie in den kurzen, kräftigen Accorden hatte, zumal in der Begleitung der Posaunen, etwas Eckiges und Steifes. Die Ausführung gelang.

Noch ein Tongemälde, Spohr's „Reihe der Töne“, folgte, eine Schöpfung des Meisters, welche bekanntlich der verschiedenartigsten Beurtheilung unterlegen hat.

Die Anlegung dieses Werkes ist voller Widersprüche. In der Einleitung des ersten Satzes soll das Nichts vor der Weltenschöpfung, das Schweigen der Natur vor dem Entstehen des Tones dargestellt werden. Welch ein unpoetischer, ja lächerlicher Gedanke, das Nichts überhaupt sinnlich ausdrücken, die Todesstille durch den Ton selbst, den es negirt, malen zu wollen. Freilich, wenn ein Deutscher, sei er Gelehrter oder Künstler, sein Werk nicht wenigstens mit Adam beginnen kann, ist er unglücklich, weil ungründlich. Nachdem die nichts sagenden Dissonanzen der Bassinstrumente verhallt, beginnt im bewegten Sechachteltacte des ersten Satzes die Regsamkeit der werdenden Schöpfung in der schmelzenden, einschmeichelnden, allein zur Bezeichnung des Werdens viel zu runden, zu abgeschliffenen Melodie, über welcher sich hier und da die Naturlaute, Stimmen der ge-

fieberten Thierwelt, hörbar machen. Diese einzelnen Stöße und verstreuten kurzen Hauche der Holz-Blasinstrumente wollen aber freilich virtuos, jedenfalls nicht so roh wiedergegeben sein, wie es hier geschah. Wenn aber in der Composition diese schwachen Laute dem Aufruhr der Elemente weichen müssen, dann aber im Wechsel mit diesen wiederkehren, so ist das ein neuer Widerspruch. Soll die Schöpfung geschildert werden, so ist dazu ein steter, an Bewegung und Steigerung zunehmender Fortschritt erforderlich.

In den drei folgenden Sätzen der Symphonie wird das Reich der Töne in seiner Bedeutung zum Menschenleben vorgeführt, was an Schillers „Lied von der Glocke“ erinnern würde, wenn die Idee eben so klar gedacht und folgerichtig durchgeführt wäre. Das ist aber nicht der Fall. Im zweiten Satze wird im Wiegenlied, Tanz und Ständchen, welche übrigens ebenfalls seltsam-chaotisch in einander verflochten sind, das Allgemein-Menschliche gemalt, im dritten und vierten Satze dagegen das Besondere, eine Phase des Volkslebens, Kampf, Schlachtentod und Sieg, versinnlicht. Mit demselben Rechte konnte Frieden, Landbau und andere äußerliche Beziehungen des Menschengesistes die Darstellung beanspruchen.

Muß nun schon dieses wirre und unzusammenhängende Buntdurcheinander der Tonbilder das Gemüth des Hörers kalt lassen, so trägt noch mehr zur Schwächung des Gesamteindrucks die ermüdende Breite und Gedehntheit der Form dieses Werkes bei. Soll eine solche Schilderung wirksam sein, so muß sie rasch, mit dramatischer Steigerung, vor dem Ohre vorübergeführt werden und sich von jeder rhetorischen Gespreiztheit im Ausdrucke fern halten. Diese Eigenschaft haben aber nur die Eingänge des zweiten und dritten Satzes, wo dort das reizende, neue und höchst charakteristische Wiegenlied schnell vom Tanze verdrängt wird, hier der prachtvolle, schwunghafte Marsch der heranziehenden Krieger in dem Crescendo eine wahrhaft dramatische Wirkung hervorbringt. Diese Glanzstelle wirkt so nachhaltig ein, daß er die früheren Eindrücke des Werkes offenbar zum Nachtheile desselben verdunkelt, und die nachfolgenden allzu lange anhaltenden Mollklänge, die Gefühle der Zurückbleibenden, sehr matt erscheinen läßt. Eben so poetisch ungerecht erscheint der Schluß des Ganzen, der Trost in Thränen, so sinnvoll auch die Andeutung des Wiegenliedes bei der Begräbnismusik sein mag. Aber daß eine Dichtung, welche mit der großartigen Idee der Weltenschöpfung anhebt, mit dem Symbole der passiven Weiblichkeit, dem Thränenjammer, schließt, ist wohl als ein großer ästhetischer Fehler zu bezeichnen.

Die Ausführung ward mit Eifer und Fleiß bewirkt, allein die Aufgabe ging über die Kräfte dieses Orchesters. Die feineren Nuancirungen, z. B. im Crescendo des Marsches, in den Naturlauten des ersten Satzes, wie schon bemerkt, fehlten, die Blech-Blasinstrumente, besonders die Trompeten in ihrem Soli, schleppten.

An Gesangssachen ward zuerst Solo mit Chor aus „Dionysus“ von Gluck aufgeführt, und zwar die Scene, wo sich Dionysus den Eingang zur Unterwelt verschafft. Das Solo sang Fräul. Schloß aus Leipzig, die Chöre die Mitglieder des Concertvereins, denen jedoch, wie wir hören, mehre Mitglieder hier bestehender Gesangsvereine beigegeben sind. Auch diese Aufgabe hätte sich der Dirigent wohl nicht stellen sollen, sie ward wenigstens unbefriedigend gelöst. Das Orchester war zu dieser schwierigen Begleitung nicht ausreichend, welche wegen ihrer Einfachheit ein eben so feines Zusammenspiel erfordert, als ein reines Streichquartett. Besonders ließ auch die Harfe in der Behandlung wie in dem Rhythmus viel zu wünschen übrig. Im Chore, vorzüglich in den häufigen Unisonos, wurden die Frauenstimmen von den Männerstimmen fast gänzlich gedeckt; auch waren die Einzelsätze nicht präcis, besonders der Tenor etwas vorlaut. Eben so war Fräul. Schloß dieser Partie keineswegs gewachsen, indem sie dieselbe mit declamatorischem Pathos wiedergab. Es giebt heutigen Tages sogar nur wenige dramatische Sängerinnen, welche eine solche Partie gehörig aufzufassen verstehen.

Dagegen sang Fräulein Schloß lebendig und grazios eine Mozart'sche Concertarie mit Recitativ, unter Begleitung des Orchesters und einer concertirenden Violine, welche Hr. v. KönigsLöw spielte. Nur machte sich in den höchsten Tönen bei ihr bald einige Erschöpfung bemerkbar, so sehr sie auch mit gewandter Routine dieselbe zu verbergen suchte.

Den Schluß bildete eine Phantasie von Beethoven für Pianoforte und Orchester mit Vokalschluß. Herr Carl Mayer hatte das Pianofortespiel übernommen. Diese Composition ist eine reizende, phantastische Dichtung, überperlend von Ausbrüchen der liebenswürdigsten Laune, eine Art von Shakespeare'schem Sommernachts Traum. Wenn aber überhaupt eine vortheilhafte Verbindung des Pianofortes mit dem Orchester möglich ist, was wir früher bezweifelt haben und noch bezweifeln, so erfordert dieselbe eine Meisterhand ähnlich der Beethovens, eine Schärfe des Blicks in das organische Gefüge der Instrumentalmusik, wie ihn keiner nach ihm erlangt hat. Beethoven läßt das Pianoforte nur den einzelnen Orchesterstimmen gegenüber, meistens duettirend, höchst selten mit dem vollen Orchester erscheinen, und indem er so streng die Selbstständigkeit dieses Instruments wahrt und ihm seine wenigen Eigenthümlichkeiten glücklich ablauscht, veranlaßt er keine für dasselbe ungünstigen Vergleiche mit den Orchesterstimmen.

Das Orchester hielt sich brav, die Soli wurden zum Theil recht sorgfältig und genau ausgeführt. Herr Mayer spielte mit der bekannten technischen Vollendung und Leichtigkeit, nur fiel uns die fast beständige Anwendung des Pedals auf, vermöge deren die schnelleren Passagen etwas verwischt wurden. Sollte der Künstler zu diesen Figuren, wie zu den gesangmäßigen Partien dieses Erleichterungsmittels nicht entbehren können?

Der Schlusschor, in der Melodie wie in der ganzen Weise, in der er so frappirend angebracht, lebhaft an den Vokalschluß der neunten Symphonie erinnernd, ward von den oben erwähnten Sängern mit Leben und Energie ausgeführt. —

Da das Publikum dieser Concerte eine anerkennungs-werthe Aufmerksamkeit und rege Theilnahme zeither an den Tag legte, mußte die unangenehme Störung, welche durch die laute, rücksichtslose Entfernung einiger Zuhörer während jenes Schlusschores entstand, mit Recht befremden und den Unwillen und den Ordnungsruf der dadurch verletzten Zuhörerschaft zur Folge haben.

Königl. Hoftheater.

Am 29. November zum ersten Male:

Der Waffenschmied. Komische Oper von Vorgiug.

Der Text dieser Musik rührt jedenfalls vom Componisten selbst her, weshalb die Mängel der Musik nicht wohl mit denen des Buchs entschuldigt werden können. Letzteres aber ist sehr arm an guten, zur musikalischen wie dramatischen Verarbeitung geeigneten Gedanken, die Handlung äußerst gedehnt, die Intrigue steht auf schwachen Füßen und entbehrt der ursprünglich-komischen Verwicklung, die Zeichnung der Charaktere aber ist schwach und unsicher aufgetragen.

Das Stück spielt im mittelalterlichen, reichsfreien Worms. Graf Liebenau (Hr. Mitterwurzer) hat sich, nebst seinem Knappen (Hrn. Mende), dem Waffenschmied Stadinger (Hr. Räber) incognito als Gesell verdungen, weil er heimlich um dessen schöne Tochter Marie (Fr. Marburg) minnt. Obgleich er als Schmied deren Herz bereits gefesselt, sucht er doch noch ihre Treue zu erproben und macht ihr deshalb Abends als Ritter den Hof. Stadinger will aber weder von der Liebenschaft Mariens mit dem Grafen etwas wissen, weil er die Ritter mit patrizischem Stolze verachtet, noch die Heirath mit dem verkappten Gesellen zugeben, weil dieser ihm zu wenig arbeitet, sondern hat Marie dem anderen Gesellen, dem Knappen Georg, zugebracht und gedenkt zu seinem Meisterjubiläum Beide mit einander zu verloben. Hier aber versucht Liebenau einen Puff, indem er Marie von seinen Leuten unterwegs überfallen läßt und sie scheinbar, als Gesell, befreit. Auch diese Heldenthat rührt jedoch das Herz des eisernen Vaters nicht. Endlich wird aber derselbe doch noch überrumpelt, indem man ihm einen in der Stadt von Liebenau's Scharen erregten Aufstand vorlügt und einen gefälschten Rathsbefehl in die Hände spielt, welcher ihm die Verheirathung seiner Tochter mit jenem Gesellen (nicht dem Ritter!) zur Stillung der Unruhen gebietet.

Der sonst besonnene und verschlagene Mann schießt hierauf Beide, gehorsam dem Magistrate, sogleich in die Kapelle zur Trauung.

Das komische Element fehlt daher in der Handlung selbst gänzlich. Künstlich wird dasselbe durch zwei Nebenpersonen hinzugethan, nämlich den dumm-dicken Ritter Adelhof aus Schwaben (Hr. Wächter) und die verliebte, altjüngferliche Irmentraut, Mariens Erzieherin (Mad. Claus). —

Der Componist des „Gzaar und Zimmermann“ hat sich durch den gesunden Humor, der jene Oper durchweht, wie durch die einfache und höchst verständig gewählte Ausdrucksweise in jener Musik einen allbeliebten Namen gemacht. Wenn nun schon sein „Wildschütz“ weniger ansprechen wollte, weil dem Texte wie der Musik die natürliche, tiefere Komik gar sehr abging, so folgt, daß die hier besprochene Oper das Publikum noch kühler lassen mußte, weil ihr dieselbe fast gänzlich fehlt. Dabei ist in den Melodien viel Gewöhnliches und gar mancher allzu deutliche Anklang zu finden. So erinnert die Arie der Irmentraut, „Welt du kannst“, an die erste Sopranarie im „Wildschütz“, die wiederholte Melodie von „Gern geb' ich Glanz und Reichthum hin“ in der Partie des Grafen Liebenau findet sich in Marschners „Hans Heiling“ wieder, und der hübsche Refrain aus Georgs Lied ist wohl schon in einem bekannten Volksliede vorhanden. Dies nur beispielsweise. Dagegen ist von der Musik im Allgemeinen zu rühmen, daß die Gesangpartien ganz lehrge- recht geschrieben und die Instrumentation ihr durchaus discreet untergeordnet, geschmackvoll und reich an sehr hübschen Effecten ist.

Die Ouverture ist unbedeutend und aus wenig hervorstechenden Motiven zusammengesetzt. Dagegen ist der Chor zur Einleitung frisch und charakteristisch. Das Solo des Stadinger mit Chor „Bringt eilig Hut“ könnte aber von weit stärkerer musikalischer Wirkung sein, indem hier der Text dem Componisten manche, von ihm aber nicht glücklich ausgebeutete Idee an die Hand gab. Dagegen ist das Terzett des Finales sehr lieblich, wenn auch nicht ohne Anklänge, und der Schluß des nachfolgenden Ensembles „Graf Liebenau? Schau, schau!“ im Rhythmus wie der ganzen Haltung echt komisch. Im Verlauf des Sextetts im zweiten Acte, das sehr gut anhebt, vermissen wir die Würze des Humors, der sich jedoch im Duett zwischen Stadinger und Georg reichlich vorfindet und dessen Wiederholung veranlaßte. Das Lied Georgs mit Chorschluß ist, bis auf den nicht neuen Schluß, noch auszuzeichnen, während das Finale dieses Actes viel zu ernst und trocken ist. Die Arie der Marie im dritten Acte ist im Hauptmotiv zu Bellinisch, zu eintönig-sentimental, obwohl der Kirchgang darin trefflich und discreet gemalt ist; das Ensemble darauf jedoch höchst unbedeutend, ein Finale für den Act aber gar nicht vorhanden. Das ist wohl der größte Schnitzer. Denn wenn auch das tief empfundene, deutsch-

gemüthliche Lieb des Stabinger, in der Haltung mit dem berühmten „Sonst spielt' ich mit Kronen“ zu vergleichen, noch einmal die Gemüther der Zuhörer anregt, so schwächt doch der leere Spektakel des Ritteraufzuges und mehr noch der darauf folgende trockene Dialog alle vorhergegangenen musikalischen Eindrücke so sehr, daß der kurze coupletmäßige Schlußgesang ganz überflüssig wird. Ein Componist wie Vorhing sollte solche dürftige Ausbülfe, wie sie die Garderobe der modernen Oper liefert, füglich verschmähen.

Hr. Räder führte die Hauptpartie gut durch und vermied möglichst alles Possenhafte, was auch diesem mehr ernsten Charakter nur schaden würde. Die Würde des stolzen Patriziers des alten Worms fand freilich in ihm keine Repräsentation. Im Gesang war er auch sorgfältiger, als sonst, doch verdarb er noch manchen Ton. Das Lied am Schluß mußte er wiederholen und that dies mit einer sehr glücklichen Improvisation auf die Humanität in der brodtheueren Zeit.

Hr. Mitterwurzer war im Gesange weit vorzüglicher als im Spiel. Wohl gehört zu dieser etwas undankbaren Partie ein tüchtiger Spieler, Hr. Mitterwurzer aber ließ es, wenn man es nicht sonst gewußt hätte, in seinen Bewegungen unentschieden, ob man den Ritter oder Schmied vor Augen habe. Seine Stellungen als Letzterer, wo er doch auch die ritterliche Keckheit nicht ganz verleugnen darf, waren oft ganz trostlos und leblos.

Frl. Marpurg füllte ihre Partie in keiner Beziehung aus. Dem Klange ihrer Stimme fehlt für solche zarte Erscheinungen, ähnlich dem Uhländ'schen „Goldschmieds Töchterlein“, die erforderliche Anmuth und Grazie, was sich wohl auch von ihrem Aeußeren behaupten ließe. Im Spiele zeigte sie sich viel zu wenig geschult; dasselbe verlangt in solchen Partien eine Soubrette, wie sie das Hoftheater seit dem Abgange der Mad. Schubert leider nicht aufzuweisen gehabt hat. Ihre Arie am Schlusse des ersten Actes sang sie ganz matt und farblos; der hübsche Contrast, der in den wechselnden Gefühlen des Mädchens in derselben liegt, ward von ihr viel zu wenig herausgehoben.

Hr. Wende muß sich auf die Naturburschen, welches Rollenfach ihm allerdings neu sein soll, auch noch mit besonderem Fleiße einstudiren. Wenn er es thut, und die gemessene Haltung des Liebhabers mehr mit der Beweglichkeit des Komikers vertauscht haben wird, so dürfte er in der Oper eine fühlbare Lücke ausfüllen, da er in der That recht gute Stimmittel entfaltet.

Hr. Wächter war dagegen ganz an seinem Plage. Er führte seine kleine Partie recht mäßig-drollig durch und sprach den schwäbischen Dialect vorzüglich.

Mad. Claus, welche für die untergeordneteren Partien gewonnen zu sein scheint, ist dagegen eine Erscheinung, deren Engagement uns ein Räthsel ist, denn das Bißchen Routine, das sie als Schauspielerin zeigt,

ist doch kein Ersatz für die ihr gänzlich mangelnde Gesangsstimme. —

Aus dem Gesagten geht hervor, daß diese Oper nicht ganz befriedigend besetzt war. Die Direction hatte Hr. Röckel und das Orchester ließ wenig zu wünschen übrig. Dagegen war es unerklärlich, warum die Hammerschläge im Eingangs-Chor willkürlich und nicht rythmisch mit den Tactniederschlägen zugleich erfolgten.

Die äußere Ausstattung war sehr anständig. Der Hintergrund der Schlußdecoration des zweiten, so wie die des dritten Actes schienen neu zu sein, besonders nahm sich die Perspective in der letzteren sehr vortheilhaft aus und trug vielleicht nebst dem Aufzuge zum Schlußapplaus des Publikums (es war Sonntag) besonders bei, welches sonst für die Oper nur wenig Sympathien offenbarte.

Madame Fanny Cerrito-Saint-Léon und Herr Saint-Léon.

Unser gesamtes Ballet-Personal hat unzweifelhaft nur die Bestimmung, mit seinem Wirken der nicht füglich wegzulassenden Balletmusik der Opern zur scenischen Ausfüllung und dramatischen Vervollständigung zu dienen, und die einzelnen Soli's, die hin und wieder als besondere Tanzdivertissements die Pausen zwischen den kleinen Lustspielen eines Abends ausfüllen, sind als anspruchslose Bestrebungen der Solisten zu betrachten, unser Tanzwesen über die namentlich durch pekuniäre Verhältnisse bedingte gedrückte Stellung zu erheben, und so liefert denn der besonders als Lehrer gerühmte Herr Balletmeister Lepitre mit den ihm zur Disposition gestellten, allerdings schwachen Kräften der Personen, wie der äußeren Ausstattung manchmal auch für diejenigen, denen das Ballet als die nicht zu übersehende partie saible unserer Bühne erscheint, Lobenswerthes. Wir, die wir in dem gesammten Bühnen-Tanzwesen nur eine untergeordnete Gattung künstlerischer Thätigkeit zu erblicken vermögen, sind durchaus damit einverstanden, daß man bei uns Bedenken trägt, große Summen darauf zu verwenden, und erachten die Festhaltung des oben angedeuteten Grundsatzes für um so nützlicher, je ansehnlichere Fonds dadurch den eigentlichen Hauptbranchen der Bühnenleistungen zugewendet bleiben können. Dieser Gesichtspunkt wird aber auch im Ganzen wie bei den einzelnen Leistungen für die Kritik maßgebend sein, und wir glauben dies in dem eben ausgesprochenen Lobe hinsichtlich der Soli's bekundet zu haben, während wir sicher nicht von ihm abgehen, wenn wir zugleich nicht verschweigen, daß gerade das eigentliche Ballet-Corps mit denselben Geldmitteln oder wenigstens mit einzelnen anderwärts passend zu bewirkenden geringen Ersparnissen mehr gehoben werden sollte. Unter solchen Umständen erscheint es gewiß zweck-

mäßig und der Stellung des Dresdner Hoftheaters entsprechend, wenn von Zeit zu Zeit der Tanz durch besonders ausgezeichnete Gäste in einer von unserer Bühne nicht zu ermöglichenden Kunstvollendung repräsentirt und durch Gastspiele das supplirt wird, was den jetzigen Begriffen nach als zu dem vollständigen Kunstgange eines Bühneninstituts gehörig betrachtet wird. Wie wir es daher früher bedauerten, daß von wiederholt sich bietenden Gelegenheiten, die erste deutsche Tänzerin, Fanny Glöckler, für ein hiesiges Gastspiel zu gewinnen, von der Direction nicht Gebrauch gemacht wurde, so sind wir jetzt wohl zufrieden, daß uns dermalen wenigstens zur Bekanntschaft und Prüfung zweier ausländischen Tanzkunst-Notabilitäten ersten Ranges verholfen wird, — leider gegen enorm hohe Preise, die vielleicht an sich im Verhältniß zu den für jeden Abend mit siebenzig Louisd'or zu bezahlenden Honorare, aber jedenfalls passender für das Speculationsverfahren eines Privatunternehmens sind, als für die Würde eines bei ausnahmsweiser Gelegenheit zu kleinen Opfern verpflichteten Hoftheaters ersten Ranges.

Mad. Cerrito-St.-Léon ist, wenn wir besonders von dem hyperbolischen Enthusiasmus absehen, den die berühmte Tänzerin in Berlin gefunden, und der speciell zu den Lebensmomenten der dortigen Kunstwelt zu gehören scheint, wohl nicht ohne Anspruch auf den entschieden günstigen Ruf, der ihrem Auftreten in Deutschland vorausgegangen. Schon ihre ganze äußere Erscheinung, in der sich der Beruf zur höheren, edleren Tanzkunst entschieden, und wir möchten sagen, plastisch ausgeprägt findet, gewährt eine gewisse Bereitwilligkeit für den Glauben an die Leistungsfähigkeit der Künstlerin. Eine schöne, kräftige Gestalt, einnehmende Gesichtszüge, ausdrucksvolle Augen, eine natürliche, herzengewinnende Freundlichkeit im Lächeln, eine besondere, jugendlichweibliche Liebenswürdigkeit des ganzen Wesens sind schon von vorn herein geeignet, die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu erregen, während eine vollendete Technik, bei unendlicher Muskelkraft, ein durch äußere Schwierigkeiten unbeeinträchtigteter Rhythmus aller Bewegungen, die höchste Grazie selbst in der Ausführung grotesk-artiger Forcetouren sie fesselt, und das Walten eines höheren, geistigen Elements die Leistungen der Künstlerin zu eigentlichen Kunstschöpfungen stempelt. Vorzugsweise sind es die eigentlichen Tänze, in denen dieses Urtheil sich gestaltet und seine Begründung findet, und in dieser Beziehung machen wir unter den bisher gesehenen besonders das Pas du bouquet, das Pas de trois und La Manola namhaft. Bei dieser Gelegenheit ist es Sache der Gerechtigkeit, wenn wir ausdrücklich bemerken, daß unsere erste Solotänzerin, Madame Pecci-Ambrogio, bei ihrem Mitwirken auch in dem Vergleich zu dem berühmten Gaste der Beachtung ihrer künstlerischen Leistungen sich durchaus würdig zeigte. Die rein-mimischen Leistungen der Mad. C. in dem eigentlichen Ballet (bisher: „Gisella, oder die Willy“ er-

ster Act; und: „des Malers Traumbild“) tragen immer auch nach Befinden mehr oder weniger den Ausdruck künstlerischer Durchbildung und die Zeichen der oben gerühmten Vorzüge, besonders wo es um das leichtgefällige, heitere Genre sich handelt, allein für höheren, poetisch-getrageneren, das innere Seelenleben tiefer berührenderen Stoff reichen die mimischen Mittel, sowohl innere, als äußere, nicht aus, und das tragische Genre mimischer Verkörperung liegt, wie die zweite Hälfte des dargestellten Actes der „Gisella“ ohnehin darthat, völlig und unbedingt außer den Grenzen ihrer künstlerischen Befähigung. Findet ohnehin schon in der vorherrschenden äußerlichkeit und Form des Ballets ein entschiedenes Hemmnis für das freie Entfalten der Seelenzustände und das innere geistige Getriebe der darzustellenden Handlung, so muß bei nicht sehr reichhaltigem inneren, wie äußeren Darstellungssaparat der Tänzer das Resultat mimischer Darstellung um so mangelhafter ausfallen. Diese Ueberzeugung drängte sich selbst bei einer Künstlerin auf, der wir im Uebrigen oben so entschiedene Vorzüge zuzuerkennen hatten. Aber durchaus unpraktisch, gegen alle Illusion mit entschiedenem Erfolg ankämpfend und störend zeigte sich die Zugiehung unseres Ballet-Corps. So heterogene Elemente wie Madame Cerrito und unsere Chortänzerinnen durften sich nie begegnen, nie zusammen auf der Bühne erscheinen, wollte man nicht allen Kunsteffect aufs Spiel setzen.

Herr Saint-Léon ist unbezweifelnd der würdige Kunstgenosse seiner Gattin; auch er zeichnet sich durch eine vorzügliche Technik, Gewandtheit, Muskelkraft und Sicherheit, durch Leichtigkeit und Grazie in allen Bewegungen aus. Er ist zwar über die erste Jugend hinaus, aber durch ein günstiges Aeußeres, besonders durch eine feine, schlanke Gestalt wesentlich von der Natur für sein Fach unterstützt, und wenn wir auch seinen mimischen Leistungen in dem eigentlichen Ballet den Vorwurf einer gewissen Oberflächlichkeit in dem ernstesten und tragischen Genre nicht vorenthalten können, so scheint doch immer noch für dasselbe ein größerer Fond vorhanden zu sein, als bei seiner liebenswürdigen Kunst- und Lebensgenossin. — Der den Gästen zu Theil gewordene Beifall war bis jetzt ein leidlich lebhafter.

R. S.

Repertoire.

November. 29. Zum ersten Male: Der Waffenschmied. Komische Oper in 3 Acten, von Alb. Vorhing. (S. oben.) — 30. Die Geschwister. — Doctor Robin. — Erste Ballet-Vorstellung der Mad. Cerrito-Saint-Léon und des Hrn. Saint-Léon. (S. oben.) — Decbr. 1. Der Waffenschmied. Oper. — 2. Die Dame von Saint-Tropez. — 3. Die verwunschene Prinzessin.

150*

— 4. Zum ersten Male: Der Hauptmann von der Runde. Lustspiel in 2 Acten. Nach dem Französischen.

Da H. Laube zum Uebersetzer dieses französischen Productes sich hergegeben, erwarteten wir doch wenigstens in irgend einer Beziehung die Würdigkeit einer solchen Uebertragung. Wir haben redlich hiernach gesucht, aber leider nichts gefunden, als die gewöhnlichen Gebrechen der gewöhnlichen französischen Duzend-Fabrikate in ziemlich scharf ausgeprägter Weise, und namentlich ist es die Unwahrscheinlichkeit der andauernden Personenverwechslung, die alle Illusion stört. Nur einige gelungene Wendungen in den Situationen und einige leidliche Wize haben die Neuigkeit vor dem formellen Untergange gerettet. Daß die Regie eine solche Miserabilität auf unsere Bühne gebracht, wundert uns nicht, denn die größte Mehrzahl der von der dormaligen Regie gebrachten Neuigkeiten war der heutigen ähnlich; wir sind also daran gewöhnt, aber daß ein deutscher dramatischer Schriftsteller, der sich gern von seinen Freunden als den Atlas der jetzigen deutschen Bühne bezeichnen läßt, und es aus Gefälligkeit gegen dieselben vielleicht selbst glaubt, — daß H. Laube selbst dazu beiträgt, schlechte französische Stücke auf das deutsche Theater einzuschwärzen und den unermesslichen Wust dieses Uebersetzungskraumes durch eigne Thätigkeit zu vermehren, ist allerdings eben so unerwartet als bedauerndwerth. Wir hatten geglaubt, Uebersetzen aus dem Fran-

zösischen sei heut zu Tage das selbstgeschriebene Zeugniß besonderer Geistesarmuth, und Laube zu stolz zu solchem dramatischen Gallopin-Dienste. Uebrigens würden die Mängel des Stückes noch weniger grell hervorgetreten sein, wäre die Hauptrolle (Hauptmann von der Runde) von Herrn Heese mit Gewandtheit und leichter Gefälligkeit, in raschem Spiele und fließendem Redetone behandelt worden. Der Darsteller that aber seinem Part durch Schwerfälligkeit in jeder Beziehung so entschieden Gewalt an, trat die Blumen französischer Leichtigkeit durch langsames Sprechen und Geberden so durchaus nieder, daß der Bonvivant-Charakter gänzlich verloren ging. Schlechtes Memoriren schien auch heute, wie so oft, die Schuld zu tragen. Wenn aber Herr Heese gerade bei solchen Bonvivantrollen, die sein eigentliches Fach, sein Verdienst als Schauspieler umfassen, und zu denen vor allen anderen Rollen Sicherheit des Gedächtnisses und sorgsames Memoriren gehört, derartige Vernachlässigung sich zu Schulden kommen läßt, so entzieht er sich selbst muthwillig die Früchte seiner künstlerischen Befähigung. R. S.

Zweite Ballet-Vorstellung der Mad. Gerri-to-St.-Léon und des Hrn. Saint-Léon. — 5. Die Marquise von Bilette. — 6. Die Braut aus der Residenz. — Dritte Ballet-Vorstellung der Mad. Gerri-to-St.-Léon und des Hrn. Saint-Léon. — 7. Der Waffenschmied. Oper. — 8. Anna von Oestreich.

F e u i l l e t o n .

Eine interessante Gerichtsverhandlung vor den Assisen zu Cöln. Vor einigen Tagen fanden die Verhandlungen des in allen Blättern so vielfach besprochenen Schatullendiebstahls vor dem Assisenhofe zu Cöln unter dem Vorsitze des Appellations-Gerichtsrathes Göbel statt. Das öffentliche Ministerium wurde durch den Staats-Prokurator Müller vertreten. Die Anklage war gerichtet gegen Felix Alexander Oppenheim, 27 Jahre alt, geboren in Königsberg in Pr., zuletzt Kammer-Gerichts-Assessor in Berlin, beschuldigt am 21. Aug. d. J. hieselbst im „Mainzer Hof“, während er dort als Gast aufgenommen war, der Baronin Meyendorf eine Kassette, Geld, Schmuck, Brieffschaften und andere Gegenstände enthaltend, in Gemeinschaft mit einer andern Person, gestohlen zu haben, und zweitens: am 27. Aug. d. J. vier Schriftstücke, die zu der gegen ihn eingeleiteten Kriminal-Untersuchung gehörig, sich in dem amtlichen Gewahrsam des Untersuchungs-Amtes hieselbst befanden, freiwillig zerstört zu haben; Ver-

gehen, welche durch die Artikel 346 u. 255 des rheinischen Strafgesetzbuches vorgesehn sind.

Der Angeklagte ist ein junger Mann von ziemlich kleiner Statur, scharf markirter, jedoch wenig jüdischer Physiognomie (D. ist, wie schon sein Stand erweist, zum christlichen Glauben übergetreten), trägt sehr starkes Haar bis tief in die Stirn, und bewahrt während der ganzen Verhandlung eine sehr ruhige und gefasste Haltung, dem Gange derselben mit Aufmerksamkeit folgend. Als seine Vertheidiger fungiren zwei der berühmtesten Advocaten des Cöln'schen Barreaus, der Justizrath Holtzoff und Esser II. Sechszehn Belastungs- und sieben Entlastungszeugen sind geladen.

Der Gang der Verhandlungen ergibt folgenden Thatbestand.

Am 20. Aug. d. J. kehrte die verheirathete Baronin von Meyendorf, geborne von Hoggere aus Paris, mit ihrem Kammerdiener Robin und ihrem Kammermädchen Anna Biczewski, von Aachen kommend, im Gasthof zum

Mainzer Hof in Cöln ein, und bezog das Zimmer Nr. 13. Kurz darauf nahmen in demselben Gasthof und gleichfalls von Aachen kommend, ein Fremder, der sich unter dem Namen Kronecker in das Fremdenbuch schrieb, und bald nachher noch zwei Fremde unter dem Namen Ullmann und Hubberich, Quartier, und bezogen, Kronecker das Zimmer Nr. 11 auf demselben Korridor mit Nr. 13, und die beiden Andern zwei Zimmer in einer höheren Etage. Der unter dem Namen Kronecker aufgetretene ist als der Doctor Mendelssohn aus Berlin, Ullmann als der Angeklagte Oppenheim und der dritte als der Stud. theol. Kurz aus Bonn, Sohn des Kammerdieners der Frau Gräfin von Hagfeldt, ermittelt worden. Alle drei waren mit einander bekannt, und erkundigten sich, namentlich M., angelegentlich nach dem Befinden und der Weiterreise der Baronin. Dieselbe beabsichtigte am anderen Morgen mit dem Dampfschiffe nach Holland weiterzufahren, hatte bereits Billets gelöst, ließ ihre Effecten nach dem Rhein besorgen und zu diesem Ende auf den Gang vor der Zimmerthür tragen. Der Kammerdiener hatte die in Rede stehende Schatulle, ein hölzernes Kästchen in ledernem Futteral, so eben auf den Gang dicht an die Zimmerthür gesetzt, und ging um der Baronesse die Wirthshausrechnung vorzulegen, auf wenige Minuten in das Zimmer zurück, die Thür etwas offen lassend. Als er wieder herauskam, war die Schatulle verschwunden. Oppenheim war während dieser Zeit mehrmals unter allerlei Vorwänden im Korridor hin- und hergehend gesehen worden, und die Zeugin Clara Linnark, Dienstmädchen im Gasthof, bekundet, daß sie, während sie in dem gegenüberliegenden Zimmer Nr. 16 beschäftigt war, deutlich gesehen, daß Oppenheim die Kassetten aufhob und in das Zimmer Nr. 11 zu Mendelssohn trug. Während der Kammerdiener und die Kammerfrau nach der verlorenen Kassetten suchten und die Sache im Hause ruckbar wurde, waren die beiden Fremden, Kronecker und Ullmann, so eiligst mit ihrer Bagage in einen Fiaker gestiegen, daß K. selbst die Berichtigung der Rechnung vergessen, und deshalb noch einmal ausstieg. Auch der dritte, Hubberich, war sofort verschwunden, und ist, wie später ermittelt wurde, statt wie er Anfangs beabsichtigt nach Bonn, mit dem Dampfschiff nach Düsseldorf gereist. Dem Kutscher wurde befohlen, nach dem Landungsplatz der niederländischen Dampfschiffe zu fahren; auf dem Jülichplatz jedoch mußte er anhalten; Oppenheim stieg aus, kein Gepäck mit sich nehmend und ging mit den Worten fort: „Wir sehen uns bald wieder.“ Mendelssohn befahl nun dem Fiaker, nicht nach dem Dampfschiff, sondern nach dem Bonner Bahnhof und, wenn der Zug nach Bonn etwa schon abgefahren sein sollte, nach dem Aachener Bahnhof zu fahren. Er gab ihm zugleich einen Thaler und hieß ihn, nicht wieder am Mainzer Hof vorüber zu fahren. Während der Zeit hatte man im Gasthof schleunigst Maßregeln ergriffen, um der Diebe habhaft zu werden. Da die gedachten Herren so eilig

abgereist waren, so fiel auf sie Verdacht, und während der Kammerdiener Robin nach den Dampfschiffen eilte, fuhr die Kammerfrau der Baronesse mit dem Lohndiener Jac. Esser nach dem Bonner Bahnhof, wo sie schon vor Mendelssohn eintraf. Sie traten an M. heran und frugen, ob er vielleicht aus Versehen fremdes Gepäck mitgenommen, erhielten aber die Antwort, daß er Nichts bei sich habe, als seinen Ueberziebrock. M. ist bei der Frage jedoch sichtlich in Bestürzung gerathen. Da die Nachforschenden vom Gepäckmeister erfuhren, daß M. allerdings Gepäck bei sich führe, und sonst mehrere Gründe ihren Verdacht bestärkten, entschlossen sie sich rasch, mit dem eben abgehenden Zuge mitzufahren, um in Bonn eine Durchsuchung des Gepäcks von M. zu bewirken. Auf der Station Brühl wollte die Kammerfrau Jiczewski*), die erst seit zwei Tagen im Dienst der Baronesse M. war, und deren Energie und raschem Handeln allein die Habhaftwerdung der gestohlenen Schatulle zuzuschreiben ist, in denselben Waggon sich begeben, in dem M. saß, um ihn zu beobachten.

Als sie dies jedoch gethan, war M. bereits aus dem Waggon verschwunden, und sie sah ihn trotz des Regens hinter den Kommodite's der Station hervorkommen und nach dem Schloß zu gehen. M. scheint durch jene Nachfrage Verdacht geschöpft zu haben und hatte sich daher, mit Zurücklassung seines Gepäcks und seines Ueberziebrocks, eiligst geflüchtet. Derselbe ist trotz der erlassenen Steckbriefe nicht aufgefunden und die Prozedur gegen ihn hat daher sistirt werden müssen. Die Kammerfrau fuhr von der nächsten Station nach Brühl zurück, um dort nach dem Entflohenen zu forschen, jedoch vergeblich.

Der Zeuge Esser ließ in Bonn auf das Gepäck des Reisenden Beschlagnahme legen, das in einem Koffer und zwei Reisesäcken bestand. Bei der Visitation desselben fand sich die Kassetten unverfehrt im Koffer, in welchen sie von dem Fremden im Zimmer Nr. 11 hastig eingeschlossen worden war. Mehrere Kleidungsstücke, die wahrscheinlich im Koffer keinen Raum mehr hatten, fand man unter das Bett geworfen vor.

In der Kassetten befanden sich 3000 Francs in Gold, verschiedene Schmuck- und Toilettengegenstände und eine Mappe mit Familienpapieren. Letztere waren in dem von der Frau von Meyendorf bei der Polizei niedergelegten Inhaltsverzeichnis nicht aufgeführt. Diese Gegenstände sind übrigens bei der Untersuchung, mit Ausnahme der Kassetten selbst, nicht mehr vorhanden, der Eigentümerin bereits zurückgegeben, und der Instructionsrichter versichert, daß unter jenen Papieren durchaus keine auf ein Verhältniß der Frau von M. mit dem Grafen v. Hagfeldt Bezug habende oder vom Grafen von H. unterzeichnete gewesen seien. In dem anderen Gepäck fand man Kleider und (wie auch in

*) Eine Schwester der bekannten Sängerin Madame Eschborn.

dem später mit Beschlag belegten Gepäck des Oppenheim) Pistolen, ganz schussfertig, Schießmaterial, ein Paar Dolche und eine Perücke; verschiedene Brieffschaften, aus denen die Identität der Fremden hervorgeht, und in dem Ueberziebrock des M. einen Brief, unterzeichnet „F. Vollmann“ und gerichtet an die Frau Kurz zu Düsseldorf, aus dessen Stelle „daß in Schönstein bessere Gelegenheit sich zeigen werde, das Beabsichtigte zu vollführen,“ wie aus den gefundenen Waffen man den Verdacht herleitete, daß ein Angriff auf das Leben oder mindestens auf das Eigenthum des Grafen beabsichtigt worden.

Diese Hergänge bekunden die Zeugen Robin, Kammerdiener, Kammerfrau Jiczewski, Studiosus P. Kurz, Wirth Welter, die Kellner Bogel, Friedrich u., der Fiaker Sölln, das Dienstmädchen Linnarß, der Lohn-diener Esser, Polizeicommissär Schlönbach aus Bonn.

Am 24. meldete sich vom Gasthof zum Rheinberg aus der Angeklagte Oppenheim mittelst Schreiben an das Gericht, indem er sagte, daß er nicht seine Person, sondern seinen Namen vor jedem Verdacht zu rechtfertigen habe.

Seine Vernehmung führte seine Verhaftung und die Beschlagnahme seiner sämtlichen Effecten herbei, worunter verschiedene Papiere gefunden wurden. Am 27. August ließ der Instructionsrichter D. = L. = G. = Assessor Oster den Angeklagten vorführen, um ihn durch mehrere Zeugen anerkennen zu lassen. Auf dem Tische vor dem Instructionsrichter lagen mehrere Papiere, unter Andern vier im Gepäck von D. faisirte Briefconcepte, leidenschaftliche Herzensergießungen enthaltend, an eine Dame, jedoch ohne Adresse gerichtet. Drei davon waren von der Hand D.'s, der vierte von fremder Hand. In demselben lautete eine Stelle: „Wenn Du willst, daß er morgen todt sei, soll er morgen todt sein!“ — Die Briefe waren noch nicht zu den Acten paraphirt und sollten dem Angeklagten zur Anerkennung vorgelegt werden. Der Instructionsrichter war eben aus der Thüre gegangen, um einen Zeugen zu sprechen, als der Angeklagte sich auf jene Papiere stürzte, die gedachten Briefe ergriff und in Stücke zerriß. Von dem Instructionsrichter und dem anwesenden Secretair Buderath wurden ihm dieselben entrisen. Sofort wurden die Briefe aus den Stücken zusammengesetzt, was, wie beide Zeugen bekunden, sehr leicht geschehen konnte, so daß die Papiere wieder vollständig zu lesen waren. Dies ist mehrfach wiederholt worden. Später, als die Papiere zu den gerichtlichen Acten gegeben worden waren, fand es sich, daß die einzelnen Stücke vielfach verfälscht waren, und sich durchaus nicht mehr zusammensetzen ließen, so daß sie nicht mehr das frühere Ganze und den früheren Inhalt bildeten.

Es ist klar, daß diese Papiere während der Zeit durch eine Veranlassung von Außen, wahrscheinlich durch Bestechung einer Person, die dazu kommen konnte, verfälscht worden sind.

Die obigen Vorgänge bekunden die Zeugen, Instructionsrichter Oster, Secretair Bouverot und die anwesende Zeugin Linnarß.

Der Zeuge Theodor Kroneß, Gerichtsvollziehergehülfe sagt aus, daß ihn ein fremder Herr nach Op. gefragt, und ihm Geld geboten, wenn er ihm die Untersuchungsacten verschaffen wolle. Da die Personalbeschreibung auf den unter dem Publikum anwesenden Doctor Casall, einen Freund Oppenheims, paßt, beantragt die Staatsbehörde dessen Anerkennung durch den Zeugen. Der Präsident fordert L. vermöge seiner discretionären Gewalt vor die Schranken, und der Zeuge Kroneß erkennt ihn als den bezeichneten an. L. erklärt, es sei eine Unwahrheit, daß er dem Zeugen Geld für die Acten geboten, dies sei einzig für die Erlaubniß geschehen, mit seinem Freund Oppenheim in dem diesen zum Berhör führenden Fiaker zusammentreffen zu dürfen, sowie dafür, daß Kr. jenem möge allerlei Bequemlichkeiten zukommen lassen. Nach einem Wortwechsel mit der Staatsbehörde tritt Casall wieder ab.

Der Angeklagte, welcher im Anfang alle diese That-sachen in Abrede gestellt, auch eine Gemeinschaft mit Doctor Mendelssohn gehabt zu haben leugnete, obschon dieser, wie sich später ergab, der Schwager eines seiner nächsten Verwandten war, hat nach geschlossener Untersuchung die That eingestanden und dieses Geständniß in der öffentlichen Sitzung wiederholt. Er führte zu seiner Entschuldigung an, daß er nicht habe stehlen, sondern bloß gewisse Schriften habe einsehen wollen, die er zur Führung einer Klage gegen den Grafen P. habe benutzen wollen, und namentlich habe er sich von dem Dasein eines Leihrentenvertrags zu überzeugen beabsichtigt, den der Graf mit der Frau v. M. abgeschlossen, oder wodurch dieser gedachte Dame eine Jahresrente von 25,000 Frs. zusichere und ihr erlaube, Inscriptionen auf sein gesamtes Allodialvermögen zu nehmen. Dieser Vertrag soll in Folge eines baaren Darlehens von 250,000 Frs. an den Grafen P. durch die Frau von M. geschlossen sein. Derselbe sei nach seiner Ansicht ein simulirter gewesen und es seien dadurch die Gräfin P. und ihre Kinder in ihren Rechten bedroht. Die Rücksicht für diese Dame, die ihn zu ihrem vertrauten Rathgeber und Bevollmächtigten in dieser Angelegenheit erkoren habe und deren ganzes Vertrauen er genieße, habe ihn zu der That bewogen. Auch stellte es sich bei seiner Vernehmung heraus, daß er an den Rhein gekommen und Wochen und Monden lang in verschiedenen Städten (Cöln, Coblenz, Düsseldorf, Aachen) unter verschiedenen falschen Namen herumgezogen sei, um sich Notizen und Daten zu verschaffen, welche die von der Gräfin beabsichtigte bereits angestellte Prodigalitätsklage unterstützen und begründen sollten. Er konnte auch nicht in Abrede stellen, mit dem Doctor Mendelssohn und Casall, die in Begleitung der Gräfin sich befanden, zu diesem Zwecke verbunden zu sein.

Die Vertheidigung hatte als Schutzzeugen die Herren

Steuerrath und Hypothekenbewahrer Windscheid, Notar Lügeler aus Düsseldorf, Regierungsrath Goll und Notar Weiler aus Aachen, Pastor Bochum aus Calkum und Adv.-Anw. Cramer aus Düsseldorf laden lassen, deren Aussagen das Vorhandensein jenes Actes und die versuchte Inscription in das Hypothekenbuch bezeugten. Pastor Bochum und Advocat Cramer bezeugen außerdem, daß die Frau Gräfin auf die, nach ihrer Angabe durch die Frau des Demainen-Directors Wachter und diese selbst erhaltene Nachricht von diesem Act, alles Mögliche persönlich aufgeboten, von dem Herrn Grafen H., derzeit in Aachen, die Zurücknahme desselben zu erlangen, sowie überhaupt eine Vereinbarung herbeizuführen. Der Graf sei dazu auch bereit gewesen, habe den Act aufzuheben versprochen, nach zwei Tagen aber, als die Gräfin mit ihren Beiständen, Advocat Cramer und dem Pastor, zur vorbesprochenen Ordnung der Angelegenheit nach Aachen zurückgekehrt war, alle weiteren Verhandlungen plötzlich von sich gewiesen, und seine eigene Wohnung mit der bei einem Freunde vertauscht. Pfarrer Bochum bekundet außerdem die traurigen ehelichen Zwiespalte und Mißverhältnisse, welche das gräfliche Paar schon lange Jahre von einander getrennt und in steter Zwietracht gehalten haben. Der Schugzeuge, Commerzienrath und Banquier Deichmann aus Cöln, bekundet die glänzenden Vermögensumstände des Angeklagten, dessen Vater in Königsberg eines der reichsten Baquierhäuser der Monarchie bilde.

Sämmtliche geladene Zeugen, bis auf die Frau von Meyendorf, waren erschienen und hatten ihr Zeugniß persönlich abgelegt. Die genannte Dame, gegenwärtig in Paris, hatte sich als krank gemeldet und wurde ihr Zeugniß verlesen.

Der Königl. Procurator Müller nahm hierauf zur Rechtfertigung und Begründung der Anklage das Wort. Nicht Name, nicht Amt, nicht Güter des Lebens, meinte er, machten den rechtschaffenen Mann, auch reiche es nicht hin, Jedem das Seine zu geben, man müsse auch Jedem das Seine lassen. Ohne weiter Notiz von dem Geständnisse des Angeklagten zu nehmen, das ihm eine eiserne Nothwendigkeit abgerungen habe, geht er dazu über, den Thatbestand aus den Aussagen der Zeugen festzustellen, die für ihn eine größere Bedeutung hätten und größeres Vertrauen verdienten als der Angeklagte, der bis zum letzten Augenblicke geläugnet habe und heute eingestehet, um vielleicht damit einen anderen Zweck zu erreichen oder eine andere That zu beschönigen. Es fragt sich, warum sind die Herren Esfall, Medelssohn, Oppenheim, plötzlich am Rheine erschienen? Haben die Schönheiten unseres herrlichen Stromes sie hierhergezogen? Schwerlich! weder die Berge noch die Thäler zogen sie an, wohl aber Aachen, wo Fr. v. M. sich aufhielt, wo der Graf H. weilte, wo auch die Gräfin H. hingezogen war. Hier war ihrer Thätigkeit und der Realisirung ihrer Pläne ein weites Feld geöffnet. Er erzählt nun die Ereignisse, wie wir sie darzustellen

versuchten und geht zur Würdigung der von dem Angeklagten angegebenen Motive der That über.

Ihn kümmern nicht die Verhältnisse der gräflichen Familie, von denen in der Untersuchung nichts vorkam, ihm sei es gleich, ob Acten oder Geld hätten entwendet werden sollen, ob der Act ein simulirter oder reeller sei. Er erkläre vielmehr, daß jener Act rechtlich und wirklich existirt habe, und später vor dem Notar Weiler in Aachen wieder aufgehoben sei. Es handle sich hier um eine Entwendung im Sinne des Gesetzes; diese liege vor; auch simulirte Acte dürfe man nicht stehlen und der sei deshalb nicht weniger ein Dieb, der Silber habe stehlen und Kupfer gefunden und — solches genommen habe. Es sei nicht wahrscheinlich, daß man sich bloß mit Einsicht der Papiere der F. v. M. habe begnügen wollen — es sei die Kassette entwendet worden mit ihrem ganzen Inhalt, sie sei bereits in den Besitz eines Dritten, des Doctor Mendelssohn, übergegangen. Es sei mithin ein Diebstahl, wie ihn das Gesetz definire, vorhanden, es sei eine Sache dem rechtmäßigen Eigenthümer entzogen, ihm dadurch Nachtheil zugefügt und dieselbe bereits in der Hand eines Dritten gewesen, als die Justiz eingeschritten. Schon die zehn Gebote verböten den Diebstahl, ein Kammergerichts-assessor müsse daher um so mehr die Bedeutung des Attentats und dessen Folgen kennen, er sei um so weniger zu entschuldigen.

Was nun den anderen Theil der Anklage betreffe, so sei dieses ein Attentat, wie es in den Annalen der rhein. Justiz noch nicht vorgekommen sei. Man müsse staunen über die Berwegenheit eines Justizbeamten, der es wage, im Heiligthum des Gesetzes mit frevelnder Hand die im Gewahrsam des Richters befindlichen Ueberführungsstücke zu vernichten. Der Angeklagte habe gewußt, es sei ihm durch den Untersuchungsrichter mitgetheilt worden, daß diese Papiere als Beweismittel gegen ihn und seinen Freund M. dienen sollten und nichtsdestoweniger suchte er sie zu vernichten. Leider habe später eine andere verbrecherische Hand, das, was dem Angeklagten nicht gelungen sei, zu vollführen gewußt, indem, wie sich dieses auch im Laufe der Verhandlung herausgestellt hatte, die bei dem ersten Vernichtungsversuche aufgefundenen Stücke und Fegen später mit anderen, in den Context der Briefe nicht passenden vertauscht worden sind.

Das öff. Min. schloß mit dem Ausrufe, wohin es denn führen solle, wenn solche Gewaltthätigkeit ungeahndet bliebe, wenn eine Fremde unter dem Schutze des rhein. Gesetzes in einer rhein. Stadt übernachtet und mit gewaltthätiger Hand ihres Eigenthums beraubt werde, wenn ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes sich einer solchen That schuldig mache und wenn er gar so weit gehe, jeder gesetzlichen Autorität Hohn zu sprechen und Schriften, die sich in einem Staatsarchive befinden, mit räuberischer und zerstörender Hand zu vernichten suche. Er zweifle nicht, daß die Geschwore-

nen das Schuldig über den Angeklagten aussprechen würden.

Der erste Bertheidiger des Angeklagten, Herr Justizrath Holthoff nahm hierauf das Wort:

Vor allem legt der Bertheidiger die Verhältnisse des gräflich Hagfeld'schen Ehepaars zu einander dar. Er spricht seine Ueberzeugung aus, daß jener, nur ein Glied in der Kette dieser traurigen Verhältnisse bildende Act, ein simulirter sein müsse, weil die Vermögens- und anderweitigen Verhältnisse des Grafen H. und der Frau von M., die er als an und für sich unvermögend und deren Familie er als nur im Solde der russischen Diplomatie stehend und von diesem Einkommen glänzend lebend bezeichnet, zu sehr bekannt seien, als daß man sich darüber täuschen könne. Er producirt darüber Stellen aus einem bei den Acten des Gerichts zu Arnsherg befindlichen in die Hände der Gräfin H. gekommenen Brief des Grafen an Frau von M. und bezieht sich auf Beweise aus einer gedruckten Klageschrift, die von der Gräfin in der gegen ihren Mann erhobenen Prodigalitätsklage jenen Gerichten eingereicht ist. Die Gräfin sei im zartesten Alter mit dem Grafen verheirathet worden, durch die größte Vernachlässigung als Frau, durch die Entführung ihrer Kinder, von denen die einzige Tochter noch im Kloster der Salesianerinnen zu Wien eingeschlossen sei, ohne daß die Mutter seit 9 Jahren den geringsten Verkehr mit ihrem Kinde haben durfte, durch fortwährende Mißhandlungen, Verweisung aus dem Hause und Vorenthaltung der Gelder zu ihrem nöthigen Unterhalt, bedrückt worden, und alle ihre zahlreichen Versuche zur Ausgleichung seien an der Hartnäckigkeit und dem Haß des Grafen gescheitert, der nur ausdrücklich eine Trennung der Ehe zu erzwingen versuche. Jetzt habe sie von jenem, das ganze Vermögen, worauf sie gütergemeinschaftliche Rechte habe, nach früheren unzähligen Verschwendungen vollends zu ruiniren drohendem Act Kenntniß erhalten. Ihre Anstrengungen, denselben zu hintertreiben, hätten nur einen zweifelhaften Erfolg gehabt, vielmehr hätte sie den Verdacht hegen müssen, daß ein zweiter ähnlicher Vertrag geschlossen worden sei.

Um sich nun Kenntniß zu verschaffen, habe Oppenheim, als der Sachwalter der Dame und bewegt von ihrem Schicksal, alles Mögliche aufgeboten, und endlich, da sich im Mainzer Hof eine augenblickliche Gelegenheit gefunden, sich jener Schatulle bemächtigt, einzig und allein in dem Glauben, daß sich Papiere darin befänden, durch deren Einsicht er sich allein jene nöthige Kenntniß habe verschaffen können. Daß nach dieser Einsicht die Schatulle mit ihrem Inhalt und den Papieren sofort der Eigenthümerin wieder zugestellt worden wäre, das unterliege keinem Zweifel und kein Mensch werde wohl glauben, daß der Angeklagte einen Diebstahl habe begehen wollen, um sich zu bereichern. Die Kriterien, welche das Gesetz von dem Begriff Diebstahl fordere, seien in keiner Beziehung vorhanden, und der Angeklagte habe einzig den löblichen Zweck gehabt, einer bedrängten Mutter Hilfe zu leisten; in so außerordentlichen Fällen seien auch außerordentliche Mittel wohl zu entschuldigen.

Der zweite Bertheidiger, Herr Esser, hatte die Bertheidigung gegen die zweite Anklage, die freiwillige Vernichtung von Ueberführungsstücken, übernommen und führte aus, daß jene vier Schriftstücke noch gar

nicht zu den Untersuchungsacten, weder in formeller noch materieller Beziehung gehört und noch keinen Theil der Acten gebildet hätten, daß sie zur Zeit, wo sie zerstört wurden, sich eigentlich gar nicht im Besitz des Untersuchungs-Amtes befanden, da der Instructionsrichter sich gerade entfernt hatte, und daß sie drittens gar nicht wirklich zerstört worden, das beschuldigte Verbrechen also auch gar nicht vollführt sei.

Das öffentliche Ministerium erwidert darauf, und sucht die angeführten Bertheidigungsgründe zu entkräften, indem es dieselben als bloße Sophistik darstellt. Es weist die angeführten Entschuldigungsgründe aus dem ehelichen Verhältniß des gräflichen Paares hergeleitet zurück, erklärt, daß es weder jenen Brief anerkennen könne, da das Original nicht vorliege, noch Bezugnahme auf jene Klageschrift stattfinden könne, die ebenfalls nicht zu den Acten eingereicht sei, und über die man nur sagen könne, daß, wenn es dieselbe sei, von der er auch gehört, sie ein Nachwerk genannt werden müsse, wie die Welt an Schmach und Schande noch kein zweites gesehen, und dieses Nachwerk solle von der eigenen Ehefrau gegen den Grafen ausgegangen sein. Der Ruf der Gräfin H. sei übrigens ein europäischer und man habe nicht nöthig, sich weiter darüber auszusprechen u. s. w. Ein Diebstahl sei verübt, die jetzt angegedeutete Absicht könne die That nicht anders machen, ebenso sei die Zerstörung der Ueberführungsstücke erwiesen, und das öffentliche Ministerium müsse daher nochmals auf Schuldigsprechung antragen.

Die Herren Bertheidiger repliciren mit großer Beredsamkeit. Der Angeklagte spricht noch wenige seine Absichten darstellende Worte.

Der Präsident erklärt darauf die Verhandlung für geschlossen. In seinem Resümé erklärt er die gräflich hagfeld'schen Privatverhältnisse als ungehörig zum Thatbestand, erläutert die juridischen Begriffe der beiden Verbrechen, stellt die Anklage und Bertheidigungsgründe zusammen und fordert die Geschwornen auf, auf folgende zwei Fragen ihre Entscheidung abzugeben:

1. Ist der Angeklagte, Fel. Alex. Oppenheim, schuldig, am 21. August im Gasthose zum „Mainzer Hof“ in Cöln, während er als Gast daselbst aufgenommen war, der Baronin v. Meyendorf eine Kaffete, Geld, Schmuck, Brieffschaften und andere Gegenstände enthaltend, in Gemeinschaft mit einer anderen Person entwendet zu haben?

2. Ist der Angeklagte re. Oppenheim schuldig, am 27. Aug. d. J. vier Schriftstücke, welche zu der gegen ihn eingeleiteten Criminal-Untersuchung sich in dem amtlichen Gewahrsam des Untersuchungs-Amtes befanden, freiwillig zerstört zu haben?

Die Geschwornen ziehen sich in das Berathungszimmer zurück; nach ungefähr zwanzig Minuten erscheinen sie wieder und der erste der Geschwornen, Herr Pallenberg, gibt unter den bekannten Formalitäten den Ausspruch der Geschwornen ab, der auf beide Fragen lautet:

Nicht schuldig!

Da das öffentliche Ministerium keine Einsprache thut, spricht der Präsident den Angeklagten frei, und verordnet seine sofortige Freilassung.

Das Ende der Verhandlung erfolgte 9½ Uhr Abends.

25.